Internationale Psychoanalytische Bibliothek
Bd. XV

VERSUCH EINER GENITALTHEORIE

VON

DR. S. FERENCZI

Internationaler Psychoanalytischer Verlag
Leipzig / Wien / Zürich



THIS BOOK

was presented to the library

of

THE BALTIMORE FOUNDATION
FOR PSYCHO-ANALYSIS, INC.

by

Dr. G. Lane Taneyhill

Internationale Psychoanalytische Bibliothek
Band XV

Versuch einer

Genitaltheorie

von

Dr. S. Ferenczi



Internationaler Psychoanalytischer Verlag
Leipzig / Wien / Zürich

INTERNATIONALE PSYCHOANALYTISCHE BIBLIOTHEK

I. Zur Psychoanalyse der Kriegsneurosen. (Diskussion, gehalten auf dem V. Internationalen Psychoanalytischen Kongreß in Budapest, 28. und 29. September 1918.) 1919.

Inhalt: Einleitung von Prof. SIGM. FREUD. — Diskussionsbeiträge von Dr. S. FERENCZI (Budapest), Dr. KARL ABRAHAM (Berlin) und Dr. ERNST SIMMEL (Berlin). — Dr. ERNEST JONES (London): Die Kriegsneurosen und die Freudsche Theorie.

II. Dr. S. FERENCZI: Hysterie und Pathoneurosen. 1919.

Inhalt: Über Pathoneurosen. — Hysterische Materialisationsphänomene. — Erklärungsversuch einiger hyster. Stigmata. — Technische Schwierigkeiten einer Hysterieanalyse. — Die Psychoanalyse eines Falles von hyster. Hypochondrie. — Über zwei Typen der Kriegshysterie.

IV. Dr. OTTO RANK: Psychoanalytische Beiträge zur Mythenforschung. (Aus den Jahren 1912 bis 1914.) 2., veränderte Aufl. 1922.

Inhalt: Vorwort. Mythologie und Psychoanalyse. — Die Symbolik. — Völkerpsychologische Parallelen zu den infantilen Sexualtheorien. — Zur Deutung der Sintflutsage. — Männeken-Piß und Dukaten-Scheißer. — Das Brüdermärchen. — Mythus und Märchen.

V. Dr. THEODOR REIK: Probleme der Religionspsychologie. I. Teil: Das Ritual. Mit einer Vorrede von Prof. Dr. SIGM. FREUD. 1919.

Inhalt: Einleitung. — Die Couvade und die Psychogenese der Vergeltungsfurcht. — Die Pubertätsriten der Wilden. — Kolnidre (Stimme des Gelübdes). — Das Schofar (Das Widderhorn).

VI. Dr. GÉZA RÓHEIM: Spiegelzauber. 1919.

VII. Dr. EDUARD HITSCHMANN: Gottfried Keller. Psychoanalyse des Dichters, seiner Gestalten und Motive. 1919.

VIII. Dr. OSKAR PFISTER: Zum Kampf um die Psychoanalyse. (Mit einer Kunstbeilage und 15 Textabbildungen.) 1920.

Inhalt: Die Psychoanalyse als psychologische Methode. Apologetisches. Der erfahrungswissenschaftliche Charakter der Psychoanalyse. Proben psychoanalytischer Arbeit. (Nachtwandeln. Unbezwingliche Abneigung gegen eine Speise. Hypnopompischer Einfall. Ein Fall von kommunizierender religiöser und irdischer Liebe usw.) Einige Ergebnisse und Ausblicke. – Die Entstehung der künstlerischen Inspiration. — Zur Psychologie des Krieges und des Friedens. Die Tiefenmächte des Krieges. Die psychologischen Voraussetzungen des Völkerfriedens. — Zur Psychologie des hysterischen Madonnenkultus. — Hysterie und Lebensgang bei Margareta Ebner. — Psychoanalyse und Weltanschauung. (Positivismus, Metaphysik, Ethik.) — Gefährdete Kinder und ihre psychoanalytische Behandlung. — Wahnvorstellung und Schülerselbstmord. — Das Kinderspiel als Frühsymptom krankhafter Entwicklung, zugleich ein Beitrag zur Wissenschaftspsychologie.

IX. AUREL KOLNAI: Psychoanalyse und Soziologie. Zur Psychologie von Masse und Gesellschaft. 1920.

X. Dr. KARL ABRAHAM: Klinische Beiträge zur Psychoanalyse aus den Jahren 1907—1920. 1921.

Inhalt: Über die Bedeutung sexueller Jugendträume für die Symptomatologie der Dementia praecox. — Die psychosexuellen Differenzen der Hysterie und der Dementia praecox. — Die psychologischen Beziehungen zwischen Sexualität und Alkoholismus. — Die Stellung der Verwandtenehe in der Psychologie der Neurosen. — Über hysterische Traumzustände. — Bemerkungen zur Psychoanalyse eines Falles von Fuß- uud Korsettfetischismus. — Ansätze zur psychoanalytischen Erforschung und Behandlung des manisch-depressiven Irreseins und verwandter Zustände. — Über die determinierende Kraft des Namens. — Über ein kompliziertes Zeremoniell neurotischer Frauen. — Ohrmuschel und Gehörgang als erogene Zone. — Zur Psychogenese der Straßenangst im Kindesalter. — Sollen wir die Patienten ihre Träume aufschreiben lassen? — Einige Bemerkungen über die Rolle der Großeltern in der Psychologie der Neurosen. — Eine Deckerinnerung, betreffend ein Kindheitserlebnis von scheinbar ätiologischer Bedeutung. — Psychische Nachwirkungen der Beobachtung des elterlichen Geschlechtsverkehrs bei einem neunjährigen Kinde. — Kritik zu C. G. Jung: Versuch einer Darstellung der psychoanalytischen Theorie. — Über eine konstitutionelle Grundlage der lokomotorischen Angst. — Über Einschränkungen und Umwandlungen der Schaulust bei den Psychoneurotikern. - Über neurotische Exogamie. - Untersuchungen über die früheste prägenitale Entwicklungsstufe der Libido. — Über ejaculatio praecox. — Einige Belege zur Gefühlsstellung weiblicher Kinder gegenüber den Eltern. — Das Geldausgeben im Angstzustand. — Über eine besondere Form des neurotischen Widerstandes gegen die psychoanalytische Methodik. — Bemerkungen zu Ferenczis Mitteilungen über Sonntagsneurosen. — Zur Prognose psychoanalytischer Behandlungen im vorgeschrittenen Lebensalter.

XI. Dr. ERNEST JONES: Therapie der Neurosen. 1921.

XII. J. VARENDONCK: Über das vorbewußte phantasierende Denken. Mit Geleitwort von Prof. Dr. Sigm. Freud. 1922.

XIII. Dr. S. FERENCZI: Populäre Vorträge über Psychoanalyse. 1922.

Inhalt: Zur analytischen Auffassung der Psychoneurosen. — Träume der Ahnungslosen. — Suggestion und Psychoanalyse. — Die Psychoanalyse des Witzes und des Komischen. — Ein Vortrag für Richter und Staatsanwälte. — Psychoanalyse und Kriminologie. — Philosophie und Psychoanalyse. — Zur Psychogenese der Mechanik. — Cornelia, die Mutter der Gracchen. — Anatol France als Analytiker. — Glaube, Unglaube, Überzeugung.

XIV. Dr. OTTO RANK: Das Trauma der Geburt und seine Bedeutung für die Psychoanalyse. 1924.

XV. Dr. S. FERENCZI: Versuch einer Genitaltheorie. 1924.

INTERNATIONALER PSYCHOANALYTISCHER VERLAG
WIEN, VII. ANDREASGASSE 3

INTERNATIONALE PSYCHOANALYTISCHE BIBLIOTHEK
Bd. XV.

Herrn Dr G. Lane-Taneyhill,
zur Erinnerung an den Vortrag in Washington
von S. Ferenczi. 17. V. 1927

Versuch einer

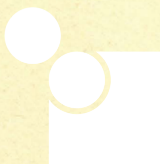
Genitaltheorie

von

Dr. S. Ferenczi



1924
INTERNATIONALER PSYCHOANALYTISCHER VERLAG
LEIPZIG / WIEN / ZÜRICH



Druck von K. Liebel, Wien

INHALTSVERZEICHNIS

EINLEITUNG

Im Herbst 1914 verbannte den Verfasser dieser Arbeit die Kriegsdienstpflicht aus seiner ärztlich-psychoanalytischen Tätigkeit in eine kleine Garnisonsstadt, wo die Agenden des Chefarztes einer Husaren-Eskadron den zur Gewohnheit gewordenen Tätigkeitsdrang nicht befriedigten. Die Mußestunden wurden darum mit der Übersetzung von Freud's „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie" ausgefüllt, und es war beinahe unvermeidlich, die dabei angeregten Gedanken fortzuspinnen und sie, wenn auch nur aphoristisch, niederzuschreiben. Die Einfälle gruppierten sich um die nähere Erklärung der Begattungsfunktion, die zwar in den „Abhandlungen" als Endphase der ganzen Sexualentwicklung aufgefaßt, aber in ihrer Entwicklung nicht eingehend dargestellt war. Allmählich kristallisierten sich diese Ideen zu einer onto- und phylogenetischen Theorie aus, die ich 1915 Prof. Freud, gelegentlich seines Besuches in meiner militärischen Station (Pápa) vortragen konnte. Den Vortrag wiederholte ich später (1919) vor ihm und einem engeren Kreise von Freunden und wurde beide Male zur Publikation aufgemuntert. Daß ich dieser Aufforderung so lange nicht nachkam, hatte außer den Widerständen, die die Eigentümlichkeit des Materials mit sich bringt, auch objektive Gründe. Meine naturwissenschaftliche Bildung überstieg in keiner Hinsicht die eines Arztes, der zwar die naturwissenschaftlichen Fächer seinerzeit fleißig und mit Vorliebe

studiert, sich mit ihnen aber seit beinahe zwanzig Jahren nicht mehr eingehend beschäftigt hatte. Und doch handelte es sich in jener Theorie um hochwichtige, vielfach im Mittelpunkt der Diskussion stehende naturwissenschaftliche Tatsachen. Als Handbibliothek standen mir nur das schöne Tierbuch von Hesse und Doflein, je ein Werk von Lamarck, Darwin, Haeckel, Bölsche, Ll. Morgan, Godlewsky, R. Hertwig, Piéron und Trömner zur Verfügung, dagegen war mir der größte Teil der modernen, besonders der „entwicklungsmechanischen" Biologie unzugänglich.

In meinen genitaltheoretischen Spekulationen übertrug ich nun allerlei Vorgänge, deren Kenntnis ich der Psychoanalyse verdanke, ohneweiters auf die Tiere, ihre Organe, Organteile, Geweb-Elemente und wenn ich mit Hilfe dieser Transposition auch neue Gesichtspunkte gewann, machte ich mich eines Psychomorphismus schuldig, der als methodologische Übertreibung der Arbeitsweise mein wissenschaftliches Gewissen drückte. Anderseits drängten mich die Gedankenverknüpfungen dazu, naturwissenschaftliche Beobachtungen bei Tieren, Tatsachen der Embryologie etc. als Erklärungsbehelfe psychischer Zustände, z. B. des Seelenzustandes bei der Begattung, im Schlafe usw. zu verwenden. Nach meiner damaligen Überzeugung war auch das unstatthaft, hatte ich doch in der Schule gelernt, es als ein Grundprinzip wissenschaftlicher Arbeit anzusehen, daß man die natur- und die geisteswissenschaftlichen Gesichtspunkte säuberlich voneinander zu sondern habe. Die Nichtbeobachtung dieser Regel in meiner Spekulation war eine der Ursachen, die mich abhielten, die Genitaltheorie zu veröffentlichen.

Nun wurde ich aber, indem ich mich in die „Drei Abhandlungen" vertiefte, durch die Tatsache außerordentlich

beeindruckt, daß Freud Erfahrungen, die auf dem Gebiete der Behandlung von Psychoneurosen, also auf psychischem Gebiete gesammelt waren, so verwerten konnte, daß er mit ihrer Hilfe ein ganzes Stück der Biologie, die Lehre von der Sexualentwicklung, zu rekonstruieren imstande war. Und in der Vorrede zur Übersetzung feierte ich dies bereits als einen bedeutenden Fortschritt in der wissenschaftlichen Methodologie, als die Wiederaufrichtung eines nun allerdings nicht mehr antropomorphen Animismus[1].

Allmählich erstarkte in mir sogar die Überzeugung, daß ein solches Hineintragen naturwissenschaftlicher Begriffe in die Psychologie und psychologischer in die Naturwissenschaften unvermeidlich ist und außerordentlich förderlich sein kann. Solange man sich mit der Beschreibung begnügt, mag ja eine detaillierte Zusammenstellung der Einzelheiten eines Vorganges genügen, da kann man sich denn auch leicht auf das jeweilige eigene Wissensgebiet beschränken. Sobald man aber nebst der Beschreibung auch über den Sinn eines Vorganges etwas aussagen will, greift man unwillkürlich in wesensfremde Wissensstoffe nach Analogien. Der Physiker kann uns die Vorgänge seines Gebietes nicht anders begreiflich machen, als indem er sie mit „Kräften", „Anziehungen", „Abstoßungen", mit „Widerstand", „Trägheit" etc. vergleicht, lauter Dinge, von denen wir nur von der psychischen Seite her Kenntnis haben. Aber auch Freud mußte die Funktion der Psyche auf topische, dynamische, ökonomische, also rein physikalische Vorgänge reduzieren, anders konnte er sich ihrer letzten Erklärung nicht nähern. Schließlich sah ich ein, daß wir uns dieser

1) Diese Vorrede wurde auch in der Internat. Zeitschr. für Psychoanalyse (1915) unter dem Titel: „Die wissenschaftliche Bedeutung von Freud's ‚Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie" abgedruckt.

gegenseitigen Analogisierung nicht zu schämen brauchen, ja sie als eine unvermeidliche und höchst nützliche Methode mit Nachdruck betreiben dürfen. In späteren Arbeiten scheute ich mich denn auch nicht mehr, diese Arbeitsweise, die ich eine utraquistische nannte, zu empfehlen und gab der Hoffnung Ausdruck, daß sie der Wissenschaft gestatten wird, auch Fragen zu beantworten, denen sie bisher hilflos gegenüberstand.

Ist es aber einmal gestattet, von den bisher verschmähten Analogien ausgiebigeren Gebrauch zu machen, so ist es nur zu natürlich, daß diese von einem möglichst entfernten Gebiete geholt werden sollen. Analogien, die von verwandten Gebieten herstammen, würden ja nur wie Tautologien wirken und hätten als solche keine Beweiskraft. In wissenschaftlichen Sätzen, die nicht analytische, sondern synthetische Urteile sein wollen, darf sich das Subjekt in der Aussage nicht wiederholen; dies ist auch die bekannte Grundregel jeder Definition. Oder um uns eines Gleichnisses zu bedienen: Materialien werden gewöhnlich mit artfremden Stoffen gemessen. So kommen wir unwillkürlich auch dazu, das Stoffliche am Nichtstofflichen zu messen und umgekehrt.

Die knappste Formulierung dieser Erkenntnis wäre die, daß alles Physikalische und Physiologische schließlich auch einer „meta“-physischen (psychologischen), und jede Psychologie einer meta-psychologischen (physikalischen) Erklärung bedarf.

Im Besitze dieser Einsicht wurde ich mutiger, und da die Ergebnisse, zu denen ich mit Hilfe dieser Methode gelangte, in den neuesten, ganz anders gerichteten Untersuchungen Ranks unerwartete Bestätigung fanden, entschloß ich mich zu ihrer Veröffentlichung.

Klobenstein am Ritten, August 1923.

A)

ONTOGENETISCHES

I

DIE AMPHIMIXIS DER EROTISMEN IM EJAKULATIONSAKT[1]

Es blieb der Psychoanalyse vorbehalten, die Probleme der Sexualität aus dem Giftschrank der Wissenschaft, in dem sie seit Jahrhunderten staubbedeckt verschlossen waren, hervorzuholen. Eine gewisse, vielleicht gesetzmäßige Reihenfolge läßt sich aber selbst in der Auswahl ihrer Arbeitsaufgaben nicht verkennen. Gleichwie bei der Frage der Kinderaufklärung sogar die freieste Auffassung bei der Frage, wie das Kind in die Mutter gelangt, stecken bleibt, so beschäftigte sich bisher auch die Psychoanalyse verhältnismäßig viel mehr einerseits mit Schwangerschaft und Geburt, anderseits mit den vorbereitenden Akten der Begattung und den Perversionen, als mit dem Sinn und der Erklärung der Vorgänge beim Begattungsakte selbst. Auch ich muß bekennen, daß die Ideen, die ich jetzt wenigstens in großen Zügen mitteilen möchte, seit mehr als neun Jahren in meinem Schreibtische lagen und vermute, daß das Zögern, sie bekanntzugeben (wenn man will, sie zur Welt zu bringen), nicht nur durch sachgemäße Ursachen, sondern auch durch Widerstände veranlaßt war.

---

1) Die ersten zwei Kapitel wurden auszugsweise mitgeteilt am VII. Internationalen Psychonalytischen Kongreß in Berlin, Sept. 1922.

Den Ausgangspunkt meiner Überlegungen über diesen Gegenstand bildeten gewisse Beobachtungen bei der Psychoanalyse der Impotenz des Mannes. Das klingt von vornherein verheißungsvoll; wissen wir doch, wie oft gerade die unter pathologischen Umständen zustandekommende Verzerrung imstande ist, gewisse in der Regel latente Faktoren einer physiologischen oder psychologischen Funktion zu entlarven und uns so den Hergang beim normalen Akte erst zu erklären. Abraham, ein besonders eifriger Forscher der sogenannten „prägenitalen Organisationen", führte die vorzeitige Samenentleerung, die ejaculatio praecox, auf die allzu innige Verknüpfung der Genitalität mit der Urethral-Erotik zurück. Die Kranken, die daran leiden, behandeln ihren Samen mit derselben Sorglosigkeit, als wäre er Harn, also wertlose Ausscheidung des Organismus. Als Gegenstück zu dieser Beobachtungsreihe konnte ich nun in recht zahlreichen Fällen feststellen, daß andere Kranke mit ihrem Samen in übertriebener Weise geizen, manche so weit, daß sie eigentlich nur an impotentia ejaculandi leiden, d. h. nur des Samenergusses unfähig sind, der Erektion und Immission aber nicht. Im unbewußten, zum Teil auch im bewußten Vorstellungsleben dieser Kranken spielt die Gleichstellung der Begattungsvorgänge mit dem Akte der Stuhlentleerung eine hervorragende Rolle. (Gleichsetzung der Vagina mit der Abortöffnung, des Samens mit dem Kot usw.) Nicht selten übertragen diese Kranken den Eigensinn und Trotz, mit dem sie sich als Kinder gegen den Zwang zu bestimmten von der Kultur erforderten Entleerungsregeln zur Wehr setzten, auf den Begattungsakt: sie sind impotent, wenn die Frau den Verkehr verlangt,

bekommen nur dann Erektionen, wenn die Ausführung des Aktes aus irgendwelchen Gründen verboten oder unstatthaft ist (z. B. bei der Menstruation der Frau), bringen Haß- und Wutausbrüche hervor oder erkalten plötzlich, wenn das Weib mit der kleinsten Kleinigkeit ihren Eigenwillen stört. Es lag nahe, bei diesen Kranken eine ebenso innige Verknüpfung des Analen mit dem Begattungsakte anzunehmen, wie sie Abraham bei ejaculatio praecox bezüglich des Urethralen festgestellt hat, mit andern Worten: man mußte annehmen, daß es eine besondere anale Technik der männlichen Impotenz gibt.

Da fiel mir denn auf, daß minder ausgesprochene Störungen des Begattungsaktes durch den Stuhlgang auch sonst nicht ungewöhnlich sind. Sehr viele Männer haben den Zwang, vor der Ausführung des Koitus den Stuhl abzusetzen; auch schwere nervöse Darmstörungen können verschwinden, wenn psychische Hemmungen der Geschlechtlichkeit analytisch gelöst werden; bekannt ist auch die hartnäckige Stuhlverstopfung, die als Folge übertriebener Masturbation und Samenvergeudung aufzutreten pflegt. Unter den von mir beschriebenen „Charakterregressionen"[1] finde ich auch den Fall erwähnenswert, wo Männer, die sonst sehr freigebig sind, sich bei Geldausgaben für die Frau kleinlich, ja schmutzig erweisen.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, muß ich gleich hier bemerken, daß bei der psychoanalytischen Heilung sowohl der analen wie auch der urethralen Impotenz die psychischen Beweggründe der Erkrankung nicht so tief im

1) Intern. Zeitschr. f. Psychoanalyse (1906).

Biologischen gesucht werden mußten, sondern wie bei allen Übertragungsneurosen, im Ödipus- und dem damit verknüpften Kastrationskomplex. Die erwähnte Einteilung der Impotenz in anale und urethrale ergab sich mir nur als spekulatives Nebenprodukt, das uns die Wege zeigen soll, auf denen der psychische Beweggrund regressiv das Offenbarwerden des Symptoms erzwingt. Es muß auch gesagt werden, daß die beiden Impotenzmechanismen fast niemals jeder für sich allein beobachtet werden, daß vielmehr erfahrungsgemäß sehr häufig ein an ejaculatio praecox Leidender, also ein Urethraler, im Laufe der Analyse die Fähigkeit zur Erektion und Immission erlangt, dabei aber die potestas ejaculandi zeitweilig verliert, d. h. aspermatisch wird. Bei solchen Kranken scheint die anfängliche Urethralität im Laufe der Kur in die Analität umzuschlagen. Die Folge ist eine scheinbare Überpotenz, die aber nur für die Frau befriedigend ist. Erst die Fortsetzung und Beendigung der Kur bringt gleichsam die Ausgleichung beider gegensätzlichen Innervationsarten und die schließliche Herstellung der befriedigenden Potenz zu Stande.

Alle diese Beobachtungen erweckten in mir die Ahnung, daß *beim normalen Ejakulationsvorgang zweckmäßiges Ineinandergreifen analer und urethraler Innervationen unerläßlich und vielleicht nur durch gegenseitige Überdeckung beider unerkennbar ist, während bei der ejaculatio praecox die urethrale, bei der ejaculatio retardata die anale Komponente allein in Erscheinung tritt.*

Eine einfache Überlegung über die Art der geschlechtlichen Betätigung von der Immissio penis bis zur Ejakulation

schien diese Annahme zu stützen. Der schließliche Endakt der Begattung, die Samenentleerung, ist zweifellos ein urethraler Vorgang, der mit der Harnentleerung nicht nur den Ausführungskanal, sondern auch die unter großem Druck erfolgende Ausspritzung einer Flüssigkeit gemein hat; hingegen scheinen sich während des Friktionsaktes hemmende, aller Wahrscheinlichkeit nach Sphinkter-Einflüsse geltend zu machen, deren unzweckmäßiges Überhandnehmen eben das völlige Ausbleiben der Ejakulation verursachen dürfte. Doch spricht alles dafür, daß die urethrale (Ejakulations-) Tendenz schon von vornherein, während der ganzen Reibungsarbeit am Werke ist, daß also ein unablässiger Kampf zwischen der Entleerungs- und der Hemmungs-, d. h. Behaltungsabsicht stattfindet, wobei schließlich die Urethralität siegt. Diese Doppelrichtung der Innervation könnte unter anderem auch in dem Hin und Her des Reibungsvorganges zum Ausdruck kommen, wobei das Eindringen der Ejakulationstendenz, das Zurückziehen der immer wieder einsetzenden Hemmung entspräche. Natürlich müßte man auch der Reizsteigerung bei der länger andauernden Reibung eine Bedeutung zuschreiben und annehmen, daß die Steigerung dieses Reizes über ein gewisses Maß hinaus endlich den Sphinkterkrampf überwindet.

Diese Annahme setzt eine recht verwickelte, fein abgestufte Zusammenarbeit voraus, deren Störung eben jene ataktischen, gleichsam ausfahrenden Innervierungsarten zur Folge hätte, als welche man die vorzeitige und die gehemmte Entleerung beschreiben kann. Dabei drängt sich der Vergleich der genannten Unregelmäßigkeiten der Samenentleerung mit der unter dem Namen Stottern bekannten

Sprachstörung auf. Auch hier wird der normale Redefluß durch die geschickte Koordination der zur Erzeugung von Vokalen und Konsonanten nötigen Innervationen gewährleistet. Wird aber das Sprechen zeitweise durch unhemmbare Vokalisation oder durch Konsonantenkrampf gehindert, so kommt es zu jenen Arten von Stottern, die von Spezialisten der Sprachstörungen als Vokal- und Konsonantenstottern bezeichnet wurden. Es ist nicht schwer zu erraten, daß ich hier die zur Laut-Erzeugung nötige Innervation mit der Urethralität, die Unterbrechungen der Laute durch Konsonantengeräusche aber, die vielfach an Sphinkterwirkungen erinnern, mit der analen Hemmung vergleichen möchte. Daß aber dies kein bloßer Vergleich ist, sondern auf tiefere Wesensgleichheit beider krankhaften Zustände hinweist, dafür spricht die merkwürdige Tatsache, daß man die erwähnten Innervationsstörungen bei Stotterern psychoanalytisch in der Tat einesteils auf analerotische, andernteils auf urethral-erotische Quellen zurückführen mußte. Mit einem Worte: ich möchte den pathophysiologischen Mechanismus der Ejakulationsstörungen als eine Art Genitalstottern aufgefaßt wissen.

Nicht unerwähnt darf ich hier die embryologische Tatsache lassen, daß der Penis, an dem sich der letzte Akt der Begattung, die Samenentleerung abspielt, schon ab origine dazu geeignet ist, anale und urethrale Tendenzen in sich zu vereinigen; wächst er doch als ein recht später Erwerb der individuellen Entwicklungsgeschichte aus dem Darme, bei niederen Säugetieren aus der urogenitalen Kloake hervor.

Kehren wir aber nach dieser physiologischen Abschweifung zu unseren gutbegründeten psychoanalytischen Kenntnissen

zurück und versuchen wir den beschriebenen Tatbestand mit Freuds Sexualtheorie in Verbindung zu bringen.

Die geschlechtliche Entwicklung des Einzelwesens gipfelt nach Freuds „Drei Abhandlungen" darin, daß die bis dahin tätigen Autoerotismen (Erregungen der sogenannten erogenen Zonen) und die vorläufigen Organisationen der Sexualität abgelöst werden durch das Primat der Genitalzone, wobei die überwundenen Erotismen und Organisationsstufen in der schließlichen Genitalorganisation als Vorlustmechanismen erhalten bleiben. Hier aber kommt es zur Fragestellung: gibt uns nicht die im Obigen versuchte Zerlegung des Ejakulationsaktes in seine Bestandteile ein Mittel an die Hand, die feineren Vorgänge beim Zustandekommen des Genitalprimats, wenn auch nur teilweise, zu erraten? Was ich nämlich mit einem physiologischen Kunstausdrucke als Koordination urethraler und analer Innervation beschrieb, ließe sich mit dem Wortschatze der Sexualtheorie als Vereinigung analer und urethraler Erotismen zu einem Genitalerotismus darstellen. Es sei mir gestattet, diese neue Auffassung durch eine Namengebung hervorzuheben; nennen wir eine solche Vereinigung zweier oder mehrerer Erotismen zu einer höheren Einheit die Amphimixis der Erotismen oder der Partialtriebe.

Doch schon dieser erste Schritt zu einer psychoanalytischen Genitaltheorie stößt auf Schwierigkeiten, die ihre Wahrscheinlichkeit sehr in Frage zu stellen scheinen. Die eine erwächst daraus, daß uns die Physiologie kein Mittel an die Hand gibt, uns die Art, wie eine solche Amphimixis zu Stande kommen könnte, vorzustellen. Werden da wirklich Innervationsarten von einem Organ auf ein anderes

oder gar von zwei Organen auf ein drittes übertragen, oder handelt es sich um chemische Vorgänge etwa nach Art der Ansammlung endokriner Ausscheidungsprodukte, die sich gegenseitig fördern oder hemmen? In allen diesen Dingen müssen wir unsere tiefe Unwissenheit bekennen; keinesfalls aber dürfte uns diese Schwierigkeit allein am weiteren Festhalten an diesem Erklärungsversuche irre machen. Die Erklärung eines Vorganges kann nämlich richtig und vom Standpunkte des Psychoanalytikers auch einleuchtend sein, ohne daß die physiologische Seite des Vorganges derzeit voll verständlich wäre. Die ganze Sexualtheorie Freuds ist ja eine psychoanalytische; die biologischen Beweise ihrer Richtigkeit müssen die Physiologen erst nachträglich erbringen.

Viel ernsthafter klingt ein metapsychologischer Einwand gegen die Amphimixis-Theorie, da er vom eigensten Gebiete der Psychoanalytik herstammt. Die Metapsychologie arbeitete bisher mit der Hypostase von Mechanismen, die mit Energie besetzt und von denen Energie zurückgezogen wird. Die Unterschiede zwischen den Ablaufsarten dachte man sich als durch die Verschiedenheiten der Mechanismen verursacht, während bei der Energie nur die Menge und nicht die Qualität in Betracht kam. Das Seelische stellten wir uns immer als eine Mannigfaltigkeit von Mechanismen vor, an denen eine und dieselbe Energie arbeitet, wobei sie wohl von einem System auf ein anderes verschoben werden kann, aber von einer Verschiebung von Qualitäten, überhaupt von Qualitätsdifferenzen der Energien selbst, wie es die Amphimixistheorie fordert, war nie ausdrücklich die Rede. Schauen wir aber

aufmerksamer zu, so finden wir, daß eine solche Vorstellung, wenn auch unausgesprochen, gewissen psychoanalytischen Ansichten auch bisher zugrunde lag. Ich denke vor allem an die psychoanalytische Auffassung der hysterischen Konversions- und Materialisationsphänomene.[1] Wir mußten letztere als „heterotope Genitalfunktion", als regressive Genitalisierung älterer Autoerotismen auslegen, mit anderen Worten als Vorgänge, bei denen typisch genitale Erotismen: Erektilität, Friktions- und Ejakulationstendenz, also ein qualitativ wohlgekennzeichnetes Syndrom, vom Genitale auf harmlose Körperteile verlegt werden. Diese „Verlegung von unten nach oben" ist aber wahrscheinlich nichts anderes als die Umkehrung jener amphimiktischen Abwärtswanderung der Erotismen zum Genitale, wodurch nach der hier vertretenen Theorie die Vorherrschaft der Genitalzone zustandekommt. Auch der metapsychologische Einwand gegen die Amphimixislehre braucht uns also nicht weiter zu kümmern, im Gegenteil, wir werden uns überlegen müssen, ob wir die wegen ihrer Einfachheit gewiß anziehende Annahme von der einen Energie und den vielen Mechanismen nicht mit der von einer Vielheit der Energieformen vertauschen müssen. Das taten wir übrigens schon unwillkürlich, als wir uns die psychischen Mechanismen bald von Ich-, bald von Sexualtendenzen besetzt vorstellten.

Wir machen uns also keiner Inkonsequenz schuldig, wenn wir mit verschiebbaren und miteinander verknüpfbaren, ihre qualitative Eigenart beibehaltenden Erotismen arbeiten.

---

1) „Hyst. Materialisationsphänomene" (in „Hysterie und Pathoneurosen", Intern. Psychoanalyt. Bibliothek II.) Vom Verf.

Es fragt sich nunmehr, ob die beschriebene urethro-anale Amphimixis nicht auch durch andersartige Verknüpfungen dieser Erotismen erhärtet werden kann, und ob auch andere Einzelheiten des Begattungsvorganges auf ähnliche Vermischungen hinweisen, ferner ob sich diese mit der Sexualtheorie in Einklang bringen lassen.

Zwischen urethralem und analem Autoerotismus scheint es nun in der Tat schon vor der Ausbildung des Genitalprimats zu einer Gegenseitigkeit zu kommen. Das Kind hat die Neigung, sich von der Entleerung des Harnes und vom Zurückhalten des Stuhlgangs einen Lustnebengewinn zu holen, lernt aber auf einen Teil dieser Lust verzichten, um sich die Liebe der Pflegepersonen zu sichern. Woher nimmt es aber die Kraft, den Weisungen der Mutter und Amme nachzukommen und die Verschwendung mit dem Harn, den Geiz mit dem Kote zu überwinden? Ich denke, indem die ausübenden Organe der Urethralbetätigung vom Analen, die der Analbetätigung vom Urethralen entscheidend beeinflußt werden, wobei die Blase vom Mastdarm etwas Zurückhaltung, der Mastdarm von der Blase etwas Freigiebigkeit lernt, wissenschaftlicher gesprochen: durch eine Amphimixis beider Erotismen, bei der die Urethralerotik anale, die Analerotik urethrale Beimengungen bekommt. Ist dem so, so müßten wir dem Mischungsverhältnis und der feineren oder gröberen Verteilung der Bestandteile im Gemenge der Erotismen eine ungeheure Wichtigkeit für das Zustandekommen nicht nur der genitalen Normalität oder Eigenart, sondern auch besonders der Charakterbildung zusprechen, die doch — wie wir es von F r e u d lernten — zum großen Teile als der psychische Überbau

und die psychische Überarbeitung dieser Erotismen anzusehen ist.

Doch davon abgesehen wird uns die Annahme von der urethro-analen Amphimixis im Begattungsakte durch diese praegenitale Amphimixis wesentlich erleichtert. Das Genitale wäre dann nicht mehr der unvergleichliche, einzigartige Zauberstab, dem Erotismen von allen Organen des Körpers zuströmen, sondern die genitale Amphimixis wäre nur ein Sonderfall unter vielen, in denen solche Verquickungen zustandekommen. Vom Standpunkte der individuellen Anpassung ist aber dieses Beispiel recht bedeutsam; wir sehen, mit welchen Mitteln überhaupt der Zwang der kulturellen Erziehung den Verzicht auf eine Lust und die Aneignung einer unlustvollen Betätigung zustande bringt: wohl nur durch geschickte Kombination von Lustmechanismen. Die Blase lernt die Harnverhaltung nur, indem sie eine andere Lustart, die der Zurückhaltung, zu Hilfe nimmt und der Darm verzichtet auf die Verstopfungslust, indem er etwas von der urethralen Entleerungslust ausborgt. Vielleicht ließe sich bei genug tief reichender Analyse auch die gelungenste Sublimierung, ja die anscheinend vollständige Entsagung in solche versteckte hedonistische Befriedigungselemente zerlegen, ohne die anscheinend kein Lebewesen zu irgend einer Änderung seiner Tätigkeit zu bewegen ist.[1]

1) Eine ähnliche Aneinanderlehnung urethraler Verschwendungs- und analer Hemmungstendenz wiederholt sich, wie ich glaube, im Kampfe um die Abgewöhnung der Onanie. Die onanistische Samenverschwendung kann man wohl als Wiederholung der enuretischen Periode ansehen, während die ängstlich-hypochondrischen Vorstellungen, die zur Abstellung der Onanie drängen, deutliche anale Züge verraten.

Die Frage, ob es auch andere Vermengungen und Verlegungen von Erotismen gibt, kann man mit Bestimmtheit bejahen.[1] Die Kinderbeobachtung allein liefert zahllose Beweise für ihr Vorhandensein. Die Kinder lieben es, lustvolle Betätigungen verschiedenster Art zu einem Akte zu verschmelzen, besonders gerne vereinigen sie das Vergnügen des Essens mit dem der Stuhlentleerung; doch schon der Säugling liebt es, wie bereits der erste Beobachter dieser Vorgänge, Lindner, hervorhob, das Ludeln mit dem Reiben oder mit dem Zupfen verschiedener Hautstellen, der Ohrläppchen, der Finger, auch der Genitalien zu verbinden. Man kann in diesen Fällen sehr wohl von einer Vermischung oraler und analer oder oraler und Haut-Erotismen reden. Aber auch die bekannten Veranstaltungen der Perversen streben gewöhnlich einer solchen Summation von Erotismen zu, am auffälligsten wohl bei jenen Voyeurs, die nur vom gleichzeitigen Zuschauen beim Exkretionsakt, Riechen des Kotgeruches oder Essen des Kotes befriedigt werden. Das charakteristischeste Beispiel eines urethro-anal-amphimiktischen Spieles verdanke ich aber einem zweijährigen Knaben, der am Töpfchen sitzend, abwechselnd einige Tropfen Harn und zwischendurch etwas Kot oder

1) Unter Umständen gebärden sich Darm und Blase, als hätten sie ihre Aufgaben vertauscht, was durch übertriebene Beeinflussung von antagonistischer Seite erklärlich wäre: bei der nervösen Diarrhoe wird der Darm von Urethralität überflutet, während bei der nervösen Harnverhaltung die Blase die vom Darm erlernte Hemmung übertreibt. In den Fällen, in denen ich in die Gründe solchen Verhaltens Einsicht bekam, handelte es sich um verkappte Äußerung des Trotzes. Es gelingt dem Kinde und dem neurotischen Erwachsenen, mittels Übertreibung die Erziehungsmaßnahmen ad absurdum zu führen.

Flatus entleerte, unter dem fortwährenden Rufe: *„egy csurr, egy pú — egy csurr, egy pú"*, was in die deutsche Kindersprache übersetzt, etwa „einmal Pi, einmal Pup" heißen könnte.

Bei einigen Kranken gewann ich auch in die psychische Motivierung solcher Verquickungen Einsicht; so bekam ein wesentlich analimpotenter Patient nach jedem Stuhlabsetzen Depressionszustände, Verarmungsphantasien und Minderwertigkeitsgefühle, die bei der nächsten Mahlzeit während des Essens von maßlosem Größenwahn abgelöst wurden. Dieser Fall zeigt uns, daß die beliebte Verknüpfung der Anal- mit der Oralerotik, das Kotessen, den Schmerz des analen Verlustes durch die Lust der Oral-Einverleibung wettmachen möchte.

Als Beispiele für die Verschiebung erotischer Qualitäten erwähne ich noch die von Freud beschriebene Verlegung der Klitoris-Erotik der Frau auf die Vagina, die Verlegung der Erektionstendenz auf Mamilla und Nasenmuschel, sowie die Neigung zum Erröten (Erektion des ganzen Kopfes) bei der die Genitalerregung verdrängenden Jungfrau.

Auch die sogenannten Synästhesien, bei denen die Erregung eines Sinnesorganes die illusionäre Miterregung eines anderen mit sich bringt (*audition colorée, vision acoustique, audition odorée etc.*), legen nach den psychoanalytischen Erhebungen, wie wir sie u. a. Pfister und Hug-Hellmuth verdanken, Zeugenschaft für das Vorhandensein erotischer Triebvermengungen ab.

Alle diese zunächst zwanglos aneinandergereihten Beobachtungen bestärkten mich in der vorgefaßten Meinung, daß der Ejakulationsakt ein Akt der urethroanalen Amphi-

mixis sei. Nun möchte ich aber versuchen, den Ablauf des ganzen Begattungsaktes samt den vorbereitenden und Vorlustbetätigungen von diesem Standpunkte aus zu betrachten.

II

DER BEGATTUNGSAKT ALS AMPHIMIKTISCHER VORGANG

Wir wissen aus der „Sexualtheorie", daß die infantil-erotischen Betätigungen im Begattungsakt des Erwachsenen als Vorlustbetätigungen wiederkehren, daß aber beim Erwachsenen die eigentliche Abfuhr der Erregung erst im Augenblick der Ejakulation stattfindet. Während also dem Kinde das Ludeln, das Schlagen und Geschlagenwerden, das Schauen und Geschautwerden volle Befriedigung gewähren kann, dient das Schauen, das Küssen, das Umarmen beim Erwachsenen nur dazu, den eigentlichen Genitalmechanismus in Gang zu bringen. Es ist, als ob hier keine dieser Erregungen zu Ende geführt, sondern bei einer gewissen Stärke der Erregung auf einen anderen Erotismus übergeleitet würde. Die genügend starke Erregung beim erotischen Schauen, Hören und Riechen drängt zur Umarmung und zum Kusse und erst bei einer gewissen Heftigkeit dieser Berührungsweisen kommt es zur Erektion und zum Immissions- und Friktionsdrange, der in dem beschriebenen amphimiktischen Ejakulatiosvorgange gipfelt. Man könnte förmlich von einer kurzen Wiederholung der geschlechtlichen Entwicklung in jedem einzelnen Geschlechtsakte sprechen. Es ist, als ob die einzelnen erogenen Zonen glimmende Feuerherde wären,

von einer Zündschnur miteinander verbunden, die schließlich zur Explosion der im Genitale aufgehäuften Triebenergiemengen führt.

Wahrscheinlicher aber ist die Annahme, daß solche amphimiktische Triebverlegung nach unten nicht nur während des Genitalaktes, sondern zeitlebens stattfindet; ja diese Annahme hat auch das heuristische Argument für sich, daß wir uns mit ihrer Hilfe eine deutlichere Vorstellung von dem Sinne und dem biologischen Zweck des Zustandekommens des Genitalprimats bilden können. Die Hauptetappen der Libidoentwicklung sind, wie wir wissen, die Entwicklungsphasen vom Autoerotismus über den Narzißmus zur genitalen Objektliebe. Im autoerotischen Stadium dieser Entwicklung lebt sich die Sexualität jedes einzelnen Körperorganes oder Partialtriebes anarchisch, ohne Rücksicht auf das Wohl und Wehe des übrigen Organismus aus. Es mußte einen bedeutenden Fortschritt für die Leistungsfähigkeit, namentlich für die Nützlichkeitsfunktion der einzelnen Organe bedeuten, wenn es gelingt, die Sexualerregungen von ihnen immer wieder wegzuleiten und in einem eigenen Behälter aufzustapeln, aus dem sie periodisch abgeführt werden. Gäbe es eine solche Sonderung der Lustbetätigungen nicht, so versenkte sich das Auge in erotisches Schauen, der Mund betätigte sich immerzu als oralerotisches Werkzeug, anstatt sich in den Dienst nützlicher Erhaltungstätigkeiten zu stellten; auch die Hautdecke wäre nicht die Schutzhülle, deren Empfindlichkeit uns vor Gefahren warnt, sondern nur die Stätte erotischer Gefühle; die Muskulatur wäre nicht das ausführende Werkzeug zweckmässiger Willensbetätigung, sondern diente nur der Abfuhr sadistischer und sonstiger lustvoller motorischer

Entladungen, usw. Durch die Säuberung des Organismus von sexuellen Abfuhrtendenzen und durch deren Anhäufung im Genitale wurde das Arbeitsniveau des Organismus bedeutend gesteigert und die Anpassung an schwierige Lagen, auch Katastrophen, ermöglicht. Man muß sich das Zustandekommen des Genitalzentrums gleichsam pangenetisch im Sinne Darwins, vorstellen, das heißt: es gibt keinen Teil im Organismus, der nicht im Geschlechtsteil durch einen Beitrag vertreten wäre, so daß das Genitale, gleichsam als Prokurist, das Lustabfuhrgeschäft für den ganzen Organismus besorgt.

Die Entwicklung vom Autoerotismus zum Narzißmus wäre so der auch äußerlich erkennbar gewordene Erfolg der amphimiktischen Verlegung aller Erotismen nach unten. Wenn wir mit der hier versuchten Idee von der Pangenesis der Genitalfunktion Ernst machen wollen, dann getrauen wir uns das männliche Glied als Miniatur des ganzen Ich, als Verkörperung eines Lust-Ich zu bezeichnen und diese Verdoppelung des Ich als Grundbedingung der narzißtischen Ichliebe anzusprechen. Für dieses reduzierte kleinere Ich, das in Träumen und anderen Phantasieprodukten so häufig die ganze Person symbolisch vertritt, müssen dann im Begattungsakte Verhältnisse geschaffen werden, die seine Befriedigung einfach und sicher gewährleisten, und mit diesen Verhältnissen müssen wir uns jetzt, wenn auch nur kurz, befassen.

Unsere psychoanalytischen Erfahrungen beweisen, daß die Vorbereitungsakte des Koitus auch die Aufgabe haben, durch innige Berührungen und Umarmungen eine Identifizierung der sich Begattenden herbeizuführen. Das Küssen, Streicheln, Beißen, Umarmen dient dazu, die Grenze zwischen den Ichen der sich Begattenden zu verwischen, so daß dann

z. B. der Mann während des Koitusaktes, da er doch auch die Organe des Weibes sozusagen introjiziert hat, nicht mehr die Empfindung haben muß, sein höchstgeschätztes Organ, den Vertreter seines Lust-Ichs, einer fremden, deshalb gefährlichen Umgebung anvertraut zu haben; er kann sich also den Luxus der Erektion ganz gut gestatten, da doch das wohlbehütete Glied infolge der stattgehabten Identifizierung gewiß nicht verloren geht, es bleibt ja bei einem Wesen, mit dem sich das Ich identifizierte. So wird im Koitusakt ein gelungener Ausgleich zwischen Schenken- und Behaltenwollen, zwischen egoistischer und libidinöser Strebung hergestellt, ein Vorgang, dem wir schon bei der Doppelrichtung aller konversionshysterischen Symptome begegnet sind. Aber auch diese Analogie ist keine zufällige, da doch das hysterische Symptom, wie es uns unzählige psychoanalytische Beobachtungen beweisen, irgendwie immer der Genitalfunktion nachgebildet ist.

Ist erst die möglichst innige Verquickung zweier Individuen verschiedenen Geschlechtes durch die Brückenbildungen des Küssens, des Umarmens und des Eindringens des Penis hergestellt, dann kommt es zu dem letzten, entscheidenden Kampfe zwischen Schenken- und Behaltenwollen des Genitalsekrets selbst, den wir zu Beginn unserer Ausführungen als einen Kampf analer und urethraler Bestrebungen zu beschreiben versuchten. Zu guter Letzt wogt also der ganze Genitalkampf um das Hergeben und Nichthergebenwollen eines Ausscheidungsproduktes, dem dann die abschliessende Ejakulation gestattet, sich vom männlichen Körper loszulösen, das heißt den Mann von der Sexualspannung zu befreien, doch in einer Weise, durch die zu-

gleich für die Sicherheit und das Wohlergehen dieser Ausscheidungsprodukte im Innern des weiblichen Körpers gesorgt wird. Diese Sorgfalt ist es aber, die es uns nahelegt, auch zwischen diesem Exkret und dem Ich einen Identifizierungsvorgang anzunehmen, so daß wir nunmehr dreierlei Identifizierungsakte bei der Begattung hätten: Identifizierung des ganzen Organismus mit dem Genitale, Identifizierung mit dem Partner, und Identifizierung mit dem Genitalsekret.[1]

Überblicken wir aber nunmehr die Entwicklung der Geschlechtlichkeit vom Ludeln des Neugeborenen über die Selbstliebe bei der Genital-Onanie bis zum heterosexuellen Begattungsakte, und berücksichtigen wir die verwickelten Identifizierungsvorgänge des Ich mit dem Penis und dem Genitalexkret, so kommen wir zum Schlusse, daß der Zweck dieser ganzen Entwicklung, also auch der Zweck des Begattungsaktes, nichts anderes sein kann, als ein anfangs ungeschickt tappender, später immer zielbewußterer und schließlich zum Teil gelungener Versuch zur Wiederkehr des Ich in den Mutterleib, wo es die für das zur Welt gekommene Lebewesen so peinliche Entzweiung zwischen Ich und Umwelt noch nicht gab. Die Begattung erreicht aber diese zeitweilige Regression auf dreierlei Weise: der ganze Organismus erreicht dieses Ziel nur halluzinatorisch, ähnlich wie etwa im Schlaf; dem Penis, mit dem sich der

1) Um einem naheligenden Einwand zu begegnen, betone ich, daß diese Auseinandersetzungen ausschließlich die einfacheren Verhältnisse des männlichen Mitspielers behandeln. Ich muß es auf eine spätere Gelegenheit verschieben, die Anwendbarkeit dieser Auffassung auch auf die verwickelteren Verhältnisse beim weiblichen Geschlechte nachzuweisen.

ganze Organismus identifizierte, gelingt dies bereits partiell oder symbolisch, und nur das Genitalsekret hat das Vorrecht, in Vertretung des Ich und seines narzißtischen Doppelgängers, des Genitales, auch real die Mutterleibsituation zu erreichen.

In der Ausdrucksweise der Naturwissenschaften würden wir vom Geschlechtsakte zusammenfassend sagen müssen, daß er die gleichzeitige Befriedigungssituation des Somas und des Keimplasmas bezweckt und erreicht. Für das Soma bedeutet die Ejakulation die Befreiung von lästigen Ausscheidungsprodukten, für die Geschlechtszellen das Eindringen in das für sie günstigste Milieu. Die psychoanalytische Auffassung lehrt uns aber, daß dabei im Soma (infolge seiner stattgehabten „Identifizierung" mit dem Genitalexkret) nicht nur egoistische Entspannungs-Tendenzen befriedigt werden, sondern auch ein Mit-Genießen der realen Befriedigung der Keimzellen als halluzinatorische und symbolische (partielle) Wiederkehr in den bei der Geburt nur ungerne verlassenen Mutterleib erfolgt, das wir vom Standpunkte des Individuums als den libidinösen Anteil des Geschlechtsaktes ansprechen können.

Im Lichte dieser, wie ich sagen möchte „bioanalytischen" Auffassung der Genitalvorgänge wird es erst verständlich, warum der Ödipuswunsch, der Wunsch nach dem Geschlechtsverkehr mit der Mutter, so regelmässig, in seiner Eintönigkeit beinahe ermüdend, bei der Analyse des Mannes als zentrale Strebung wiederkehrt. Der Ödipuswunsch ist eben der seelische Ausdruck einer viel allgemeineren biologischen Tendenz, die die Lebewesen zur Rückkehr in die vor der Geburt genossene Ruhelage lockt.

Eine der vornehmsten Aufgaben der Physiologie wäre der Nachweis jener organischen Vorgänge, die die Summation der Einzel-Erotismen zur Genitalerotik ermöglichen. Nach der im obigen angedeuteten Hypothese dürften jedesmal, wenn ein Organ nicht unmittelbar seinen Lusttendenzen fröhnt, sondern auf diese zu Gunsten des Gesamtinteresses des Organismus verzichtet, aus diesem Organ Stoffe ausgeschieden oder Innervationsqualitäten und -Quantitäten auf andere Organe und schließlich aufs Genitale verschoben werden, dessen Aufgabe es ist, die frei schwebenden Lustspannungen aller Organe im Befriedigungsakte auszugleichen.

Der Biologie aber erwüchse aus dem Gesagten die nicht minder schwierige Aufgabe, die Wege zu weisen, auf denen die ursprünglich wohl voneinander unabhängigen Befriedigungstendenzen des Keimplasmas und des individuellen Somas im Genitalakte zur Vereinigung gelangen, oder sich gegenseitig beeinflussen. Sie müßte uns die onto- und phylogenetischen Ursachen nachweisen, die so viele Lebewesen zwingen, ihre höchste Befriedigung gerade im Kopulationsakte zu suchen, der nach den hier vorangestellten Erörterungen nichts anderes ist als die Äußerung der Tendenz, in den Mutterleib zurückzukehren.

III

ENTWICKLUNGSSTUFEN DES EROTISCHEN REALITÄTSSINNES

In einer früheren Arbeit über den Entwicklungsgang des Wirklichkeitssinnes beim heranwachsenden Menschenkinde[1] gelangten wir bereits zur Annahme, daß der Mensch vom Augenblicke seiner Geburt an von einem unaufhörlichen regressiven Zug nach der Wiederherstellung der Mutterleibsituation beherrscht ist und diesen gleichsam magisch-halluzinatorisch mit Hilfe positiver und negativer Halluzinationen unentwegt festhält. Die volle Entwicklung des Wirklichkeitssinnes ist nach dieser Auffassung erst dann erreicht, wenn auf diese Regression endgültig verzichtet und für sie in der Realität Ersatz gefunden wird. Diese Entwicklung macht man aber nur mit einem Teile seiner Persönlichkeit durch; unser Schlaf- und Traumleben, unser sexuelles und Phantasieleben, bleiben an der Tendenz zur Erfüllung jener primordialen Wünsche hängen.

Im nachstehenden soll gleichsam zur Ergänzung dieser Gedankenreihe versucht werden, die Entwicklungsphasen der Sexualität, wie sie uns durch die Untersuchungen Freuds bekannt wurden, als unsichere und tappende, doch immer

1) „Entwicklungsstufen des Wirklichkeitssinnes", Vom Verf. (Int. Zeitschrift für Psychoanalyse, 1913).

deutlicher werdende Versuche zur Wiederkehr in den Mutterleib zu beschreiben, die Endphase der ganzen Entwicklung aber, die Ausbildung der Genitalfunktion, als erotische Parallele zur Wirklichkeitsfunktion, als das Erreichen des „erotischen Wirklichkeitssinnes". Wie im vorigen Kapitel angedeutet wurde, gelingt es nämlich im Geschlechtsakt, wenn auch nur partiell, wirklich in den Mutterleib zurückzukehren.

In der ersten, oralerotischen Organisationsphase der kindlichen Sexualität sorgen noch die Pflegepersonen dafür, daß dem Kinde die Illusion der Mutterleibslage gewahrt bleibe; sie sorgen für die Wärme, die Dunkelheit, das Ungestörtsein, dessen es zu dieser Illusion bedarf. Die Ausscheidungsfunktionen sind einstweilen vollständig unbeherrscht, und die aktive Tätigkeit des Neugeborenen beschränkt sich wesentlich auf das Saugen an der Mutterbrust. Doch selbst dieses erste Liebesobjekt wird dem Kinde ursprünglich zunächst von der Mutter aufgedrängt, so daß man beim Kinde von einer primären „passiven Objektliebe" sprechen könnte. Jedenfalls bleibt die Rhythmik des Saugens als wesentlicher Bestandteil jeder späteren erotischen Tätigkeit für immer festgehalten und wird, wie wir glauben amphimiktisch, in die Akte des Masturbierens und Koitierens eingeschmolzen. Die rein libidinöse Betätigung dieser Periode, das Ludeln oder Wonnesaugen (Lindner) ist auch das erste Problem der Erotik, das sich vor uns erhebt. Was drängt das Kind dazu, die Betätigung des Saugens auch nach erfolgter Sättigung fortzusetzen; was verschafft ihm bei dieser Betätigung die Lust? Doch sparen wir uns den Versuch, dieses Rätsel, und damit die Grundfrage der Psychologie der Erotik

zu lösen, für später auf, bis wir auch andere Erotismen im Einzelnen betrachtet haben.

Das Brustkind ist im Ganzen und Großen ein Ektoparasit der Mutter, gleichwie es in der Fötalperiode endoparasitisch an ihr zehrte. Und sowie es sich im Mutterleib rücksichtslos breitmachte und die Mutter, den nährenden Wirt, schließlich zwang, den unbescheidenen Gast vor die Tür zu setzen, so gebärdet es sich auch der stillenden Mutter gegenüber immer aggressiver. Es tritt aus der Periode der harmlosen Oralerotik, des Saugens, in eine kannibalistische Phase über; es entwickelt in seinem Munde Beißwerkzeuge, mit deren Hilfe es die geliebte Mutter gleichsam auffressen möchte und diese schließlich zur Entwöhnung des Kindes zwingt. Nun meinen wir aber, daß dieser kannibalistische Zug nicht nur der Selbsterhaltungstendenz dient, wir vermuten vielmehr, daß die Zähne auch als Waffen im Dienste einer libidinösen Strebung wirken; sie sind Werkzeuge, mit deren Hilfe sich das Kind in den Mutterleib einbohren möchte.

Das einzige, für den Psychoanalytiker allerdings gewichtige Argument, das uns zu dieser kühnen Hypothese ermutigt, ist die Eindeutigkeit, mit der in Träumen und neurotischen Symptomen die sinnbildliche Identität des Penis und des Zahnes wiederkehrt. Nach unserer Auffassung ist also der Zahn eigentlich ein Urpenis, auf dessen libidinöse Rolle aber das entwöhnte Kind verzichten lernen muß.[1] Nicht der Zahn ist

1) Ein zweijähriges Kind sagte beim Beobachten des Stillens des neugeborenen Brüderchens: „Der Dani ißt Fleisch." — Der strenge Verbot der Juden, „Fleischiges" und „Milchiges" gleichzeitig zu essen, ist vielleicht nur eine Einrichtung, die die Entwöhnung sichern soll.

demnach das Symbol des Penis, sondern, paradox gesprochen, der sich später entwickelnde Penis das Symbol des ursprünglicheren Bohrwerkzeugs, des Zahnes. Das Paradoxe dieser Annahme mildert sich aber vielleicht, wenn wir berücksichtigen, daß jeder symbolischen Verknüpfung ein Stadium der Gleichsetzung vorangeht, in dem zwei Dinge einander vertreten können.

Der Kannibalismus enthält schon zum Teil jene aggressiven Elemente, die sich in der darauffolgenden sadistisch-analen Organisation so deutlich offenbaren. Die so auffällig intime Verknüpfung der Anallibido mit Äußerungen des Sadismus wäre im Sinne der früheren Ausführungen eine Verschiebung ursprünglich „kannibalischer" Aggressivität auf die Darmfunktion. Das Motiv zu dieser Verschiebung ist die Unlustreaktion, die beim Kinde der Zwang zur Einhaltung gewisser von den Pflegepersonen geforderter Ausscheidungsregeln hervorruft. Auch die früher oralerotisch versuchte Mutterregression wird in dieser Periode nicht aufgegeben; sie kehrt hier als Identifizierung des Kotes mit einem Kinde, d. h. mit dem eigenen Selbst wieder. Es ist, als ob sich das Kind nach der ziemlich erschütternden Abwehr der oralerotischen Aggression seitens der Mutter eine Art Introversion seiner Libido produzierte; indem es in eigener Person Mutterleib und Kind (Kot) ist, macht es sich von der Pflegeperson (Mutter) in libidinöser Hinsicht unabhängig. Dies ist vielleicht der letzte Grund jener trotzigen Charakterzüge, in die sich die sadistisch-anale Libido umzuwandeln pflegt.

Die Masturbationsperiode wäre als erste Etappe des beginnenden Primats der Genitalzone, also als eigene Ent-

wicklungsphase der Libido, zu isolieren.[1] Unsere Analysen zeigen uns unzweideutig, daß sich mit der masturbatorischen Betätigung große Quantitäten analer und sadistischer Libido vergesellschaften, so daß wir nunmehr die Verschiebung der aggressiven Komponente von der oralen Phase über die anale bis zur genitalen verfolgen können. Bei der Masturbation wird aber auch die symbolische Identität Kind = Kot, von dem Symbol Kind = Penis abgelöst, wobei beim männlichem Kind die eigene Hohlhand die Rolle des mütterlichen Genitales spielt. Es fällt uns auf, daß das Kind in den letzten beiden Phasen durchgängig eine Doppelrolle agiert, die sicherlich mit der Tatsache der infantilen Bisexualität zusammenhängt. Jedenfalls ist aber auch für das Verständnis der Äußerungen der vollentwickelten Genitallibido ungemein wichtig, daß jeder Mensch, ob männlich oder weiblich, die Doppelrolle des Kindes und der Mutter mit dem eigenen Leibe spielen kann und sie auch spielt.

Im letzten Entwickelungsschube der infantilen Libido kehrt das Kind nach den Perioden der passiven Objektliebe, nach der kannibalistischen Aggression und der Introversion zum ursprünglichen Objekt, zur Mutter zurück, doch diesmal mit einer geeigneteren Angriffswaffe ausgestattet. Der erektile Penis findet von selbst den Weg zur mütterlichen Vagina und würde dieses Ziel auch erreichen, würden nicht die Erziehungsverbote, vielleicht auch schon eine spezielle Abwehrtendenz oder Angst dieser frühreifen Ödipusliebe ein vorschnelles Ende bereiten.

1) Neuestens beschrieb auch Freud eine eigene „phallische" Organisationsetappe. (Int. Zeitschrift für Psychoanalyse IX, 1923.)

Wir werden auf die Schilderung der nun folgenden Sexualperioden der Latenzzeit und der Pubertät verzichten, war ja die uns gestellte Aufgabe nur die, nachzuweisen, daß die Ontogenese der Sexualität an der Tendenz zur Wiederkehr in den Mutterleib unablässig festhalten will, und daß die Genitalorganisation, die diese Tendenz auch verwirklicht, einem Höhepunkte in der Entwicklung des erotischen Realitätssinnes entspricht. Nach dem ersten mißlungenen oralen Versuch, den Mutterleib wiederzugewinnen, folgen die sozusagen autoplastischen Perioden der Analität und der Masturbation, in denen für das verlorene Objekt am eigenen Körper phantastischer Ersatz gesucht wird; doch erst mit Hilfe des männlichen Begattungsorgans wird es ernsthaft versucht, die Mutterleibstendenz wieder alloplastisch, zunächst an der Mutter selbst, dann an anderen weiblichen Personen der Umwelt, zu verwirklichen.

Der Aufgabe, den schließlichen Genitalprozeß als die amphimiktische Summation früherer Erotismen darzustellen, können wir nur andeutungsweise nachkommen. Die aggressiven Impulse äußern sich beim Geschlechtsakt in der Gewaltsamkeit der Bemächtigung des Sexualobjektes und des Eindringens selbst; über die Verwendung der Anal- und Oralerotik beim Aufbau der mit der Genitalität so innig verknüpften Parentalerotik versuchen wir aber erst in den nun folgenden, nicht mehr aufzuschiebenden Ausführungen über die Entwicklungswege der weiblichen Sexualität einige Aufklärung zu geben.

Die soeben kursorisch geschilderte Ausbildung der Genitalsexualität beim Manne erfährt beim weiblichen Wesen eine meist ziemlich unvermittelte Unterbrechung. Sie ist vor Allem

gekennzeichnet durch die Verlegung der Erogeneität von der Klitoris (dem weiblichen Penis) auf den Hohlraum der Vagina. Psychoanalytische Erfahrungen drängen uns aber die Annahme auf, daß bei der Frau nicht nur die Vagina, sondern auch andere Körperteile nach Art der Hysterie genitalisiert werden, so vor allem die Brustwarze und ihre Umgebung. Es ist wahrscheinlich, daß beim Stillen etwas von der verlorenen Immissions- und Ejakulationslust befriedigt wird, wie denn die Mamilla auch deutliche Erektilität zeigt. Es werden aber anscheinend beträchtliche Mengen oraler und analer Erotik auch auf die Vagina verschoben, deren glatte Muskulatur in ihren krampfhaften Kontraktionen wie in ihrer Peristaltik, die orale Ingressions- und die anale Retentionslust nachzuahmen scheint. Überhaupt regrediert die beim Manne deutlich urethral betonte Leitzone der Genitalität beim Weibe wieder wesentlich ins Anale, indem beim Geschlechtsakt der Hauptakzent auf das Beherbergen des Penis, seines Sekretes, und der sich daraus entwickelnden Frucht verlegt wird (Parentalerotik). Aber auch die zum Teil verlassene männliche Tendenz, selbst in den Mutterleib zurückzukehren, wird nicht ganz aufgegeben, allerdings nur im Psychischen nicht, wo sie sich als phantastische Identifizierung mit dem penisbesitzenden Mann beim Koitus, als Empfindung des Penisbesitzes an der Vagina selbst („Hohlpenis"), wohl auch als Identifizierung des Weibes mit dem Kinde, das es im eigenen Leibe beherbergt, äußert. Die männliche Aggressivität schlägt in die passive Lust am Erleiden des Geschlechtsaktes (Masochismus) um, der einesteils mit Zuhilfenahme sehr archaischer Triebkräfte (der Todestriebe Freuds) erklärbar wird, andernteils durch

den psychischen Mechanismus der Identifizierung mit dem sieghaften Manne. All diese sekundären Wiederbesetzungen räumlich entfernter und genetisch überholter Lustmechanismen beim weiblichen Geschlecht scheinen gleichsam zum Trost für den verlorenen Penisbesitz instituiert worden zu sein.

Vom Übergang der Frau von der (männlichen) Aktivität zur Passivität kann man sich im allgemeinen folgende Vorstellung machen: die Genitalität des weiblichen Penis zieht sich regressive auf den ganzen Körper und das ganze Ich des Weibes zurück, aus dem sie ja — wie wir meinen — amphimiktisch entstanden ist, so daß die Frau einem sekundären Narzißmus anheimfällt, in erotischer Hinsicht also wieder mehr einem Kinde ähnlich wird, das geliebt werden will, also einem Wesen, das noch an der Fiktion der Mutterleibsexistenz in toto festhält. Als solches kann sie sich dann leicht mit dem Kinde im eigenen Leibe (bezw. mit dem Penis, als dessen Symbol) identifizieren und vom transitiven Eindringen auf das Intransitive (Passive) übergehen. Die sekundäre Genitalisierung des weiblichen Körpers erklärt auch die größere Neigung desselben zur Konversionshysterie.[1]

Beobachtet man die Genitalentwicklung der Frau, so gewinnt man den Eindruck, daß diese beim ersten Geschlechtsverkehr meist noch ganz unfertig ist. Die ersten Koitusversuche sind gleichsam nur Vergewaltigungsakte, bei denen sogar Blut fließen muß. Erst später lernt die Frau den Geschlechtsakt passiv zu ertragen, noch später lustvoll zu empfinden oder gar daran aktiv teilzunehmen. Doch auch

1) S. „Hysterische Materalisationsphänomene". In „Hysterie und Pathoneurosen", 1919. (Vom Verf.)

im einzelnen Geschlechtsakt wiederholt sich die anfängliche Abwehr in Form eines Muskelwiderstandes der verengten Vagina, erst später wird die Scheide schlüpfrig und leicht zugänglich und nur zum Schluß kommt es zu Kontraktionen, die die Aspiration des Sekretes und die Einverleibung des Penis (wohl auch eine gegen ihn gerichtete Kastrationsabsicht) zum Ziele zu haben scheinen. Diese Beobachtungen sowie gewisse phylogenetische Überlegungen, mit denen wir uns später eingehender beschäftigen wollen, legten uns die Auffassung nahe, daß sich hierin eine Kampfphase der Geschlechter individuell wiederholt, in der die Frau den kürzeren zog, da sie ja das Vorrecht, wirklich in den Mutterleib einzudringen, dem Manne überließ, sich selbst aber mit phantasiemäßigen Ersatzprodukten und insbesondere mit dem Beherbergen des Kindes, dessen Glück sie mitgenießt, begnügte.[1] Allerdings kommen dem Weibe, nach den psychoanalytischen Beobachtungen Groddecks, auch beim Gebären, versteckt hinter den schmerzlichen Wehen, Lustquantitäten zu, die dem männlichem Geschlechte versagt sind.

Im Lichte dieser Betrachtungen erscheinen die Befriedigungsarten der Perversen und die Symptome der Psychoneurotiker in einem neuen Lichte. Ihr Fixiertbleiben auf einer niedrigeren Stufe der Sexualentwicklung wäre so auch nur ein unvollkommenes Erreichen des Endzieles der erotischen Wirklichkeitsfunktion, der genitalen Wiederherstellung der Mutterleibssituation. Aber auch die aktualneurotischen Grundtypen, die Neurasthenie, die sich mit

1) Dies ist in Kürze die von mir versuchte Konstruktion, auf die sich Freud in seiner Arbeit über das „Tabu der Virginität" bezieht (Sammlung kleiner Schriften IV, 1918, S. 247).

Ejaculatio praecox vergesellschaftet, und die Angstneurose, die mit einer Tendenz übertriebener Zurückhaltung einhergeht, lassen sich nunmehr durch das Überhandnehmen teils urethraler, teils analer Beimengungen zur Genitalität erklären, die daraus folgende Impotenz aber analytisch auf die Angst vor der Mutterleibssituation zurückführen. Die neuesten Untersuchungen Ranks bei Neurosenanalysen („Das Trauma der Geburt", 1924) möchte ich als Bestätigung und Erweiterung der hier vertretenen Genitaltheorie verwerten.

Ich zweifle nicht, daß diese Gedankengänge in der Beobachtung des Geschlechtslebens der Tiere schlagende Bestätigungen finden werden, und bedauere nur, daß mir der Zugang zu diesem Wissensgebiete fehlt. Das Wenige, was mir darüber bekannt ist, scheint meine Auffassung von der Universalität des maternalen Regressionszuges und dessen deutliches Hervortreten beim Begattungsakte zu unterstützen. Ich verweise z. B. auf das schier endlose Verlängern des Geschlechtsaktes bei manchen Tieren, auf den Koitus bei den Spinnen, der 7 Stunden, bei den Fröschen, der vier Wochen dauern kann, dann auf die Dauervereinigung der Geschlechter bei gewissen Parasiten, unter denen es auch vorkommt, daß das Männchen sich zeitlebens im Schlunde oder im Uterus des Weibchens aufhält. Einen Höhepunkt erotischer Realitätsentwicklung erreichen wohl auch jene Parasiten, die fast die ganze Sorge um ihre Erhaltung dem Wirte überlassen und deren Organisation überwiegend der Geschlechtsfunktion dient.

IV

DEUTUNG EINZELNER VORGÄNGE BEIM GESCHLECHTSAKTE

Nach diesen Betrachtungen wird es sich lohnen, auch die Einzelvorgänge des Geschlechtsaktes, von denen wir ja bisher eigentlich nur auf den Ejakulationsakt näher eingegangen sind, einer Analyse zu unterziehen, als wären sie neurotische Symptome.

Da ist vor allem der Vorgang der Erektion, für den sich aus der Mutterleibstheorie der Genitalität eine allerdings zunächst befremdende Erklärung darbietet. Ich nehme an, daß die Dauer-Invaginierung der Eichel in einer Schleimhautfalte (in der Vorhaut), selbst nichts anderes ist als eine Nachahmung der Mutterleibsexistenz im Kleinen. Indem bei Steigerung der im Genitale sich ansammelnden Sexualspannung der empfindlichste Teil des Penis (der ja, wie gesagt, als narzißtischer Repräsentant des ganzen Ich fungiert) aus dieser geschützten Ruhelage durch die Erektion hinausgestoßen, gleichsam geboren wird, wird die Unlustempfindung am Genitale plötzlich bedeutend gesteigert und auch der plötzliche Drang verständlich, die verlorene Situation durch Immission in eine Vagina zu ersetzen, d. h. die bisher autoerotisch genossene Ruhelage in der realen Außenwelt, diesmal wirklich in einem weiblichen Körperinnern zu suchen.

Beim Genitalakte des Menschen geht aber der Ejakulation auch ein länger dauernder Friktionsakt voraus, zu dessen Verständnis ein weitausholender Gedankengang nötig ist.

Bei gewissen Tieren, so sagen uns die Tierbeobachter, findet sich die sonderbare Reaktionsweise der Autotomie, die darin besteht, daß Organe, die gereizt werden oder dem Tier sonstwie Unlust bereiten, mit Hilfe besonderer Muskelaktionen einfach vom übrigen Körper losgelöst, d. h. im wahren Sinne des Wortes „fallen gelassen" werden. Es soll z. B. Würmer geben, die imstande sind, unter solchen Umständen ihren ganzen Darm aus dem Körper auszustoßen, andere zerspringen im Ganzen in kleine Stücke. Allgemein bekannt ist auch die Leichtigkeit, mit der die Eidechse ihren Schwanz in der Hand des Verfolgers zurückläßt, um ihn recht bald regenerieren zu lassen. Ich stehe nicht an, in dieser Reaktionsart eine Grundeigenschaft alles Lebenden zu suchen und anzunehmen, daß in ihr auch die biologische Vorstufe der Verdrängung, der Zurückziehung der psychischen Besetzung vom Unlustvollen liegt.

Nun sagten wir eingangs, daß alle Unlustqualitäten und -Quantitäten, die während der Nützlichkeitsfunktion aller Organe unerledigt beiseite geschoben wurden, sich im Genitale ansammeln und an dieser Stelle abgeführt werden. Diese Abfuhr kann im Sinne der Autotomietendenz keine andere sein als das Wegwerfenwollen des gespannten Organs. Vom Ich-Standpunkte haben wir bereits die Ejakulation als ein solches Ausscheiden unlustbereitender Stoffe beschrieben; eine ähnliche Tendenz können wir aber auch im Erektions- und Friktionsvorgang annehmen. Auch die Erektion ist vielleicht nur eine unvollständig gelingende Loslösungs-

tendenz des mit Unlustqualitäten beladenen Genitales vom übrigen Körper. Wie beim Ejakulationsakt, können wir auch hier einen Kampf zwischen den Tendenzen des Loslösen- und Behaltenwollens annehmen, der aber hier nicht mit dem Siege der Loslösungstendenz endigt.[1] Oder man könnte meinen, daß der Geschlechtsakt als Tendenz zur vollen Loslösung des Genitales, also als eine Art Selbstkastrationsakt beginnt, dann aber sich mit der Loslösung des Sekretes begnügt. Die Mannigfaltigkeit in der Geschlechtsgebarung der Tiere gestattet es, die verschiedenen Ausgänge dieses Kampfes an extremen Beispielen zu beobachten. Das Gürteltier Dasypus senkt einen im Verhältnis zur Körpergröße ungeheueren Penis in das weibliche Organ; der Giraffenpenis dagegen verjüngt sich beim Eindringen nach Art eines Teleskops, um schließlich in einem fadenförmigen Fortsatz zu enden, durch den das Ejakulat direkt in den Uterus befördert wird.

Der Drang zur Genitalfriktion läßt vermuten, daß die vom ganzen Körper her angesammelte Unlust in der Form von Juckreizen am Genitale aufgestapelt ist, die dann durch eine Art Kratzen beseitigt werden. Nun ist aber der Kratzreflex selbst, wie wir vermuten, nur ein archaischer Rest der Autotomietendenz, d. h. ein Versuch, die juckende Körperpartie einfach mit den Nägeln wegzureißen; ein wirkliches Aufhören des Juckreizes kommt in der Tat meist nur durch ein Blutigkratzen der juckenden Körperpartie, also mittels wirklichem Wegreißen von Gewebteilen zustande. Vermutlich sind nun Erektion, Friktion und

1) In der Autotomietendenz liegt auch die letzte Begründung der Zahnreiß-Symbolik für Samenverlust und für Geburt.

Ejakulation ein vehement einsetzender, dann gemilderter Autotomievorgang, der mit dem Wegwerfenwollen des ganzen Organs beginnt, sich dann auf das Kratzen (Friktionieren) beschränkt, um sich schließlich mit dem Ausscheiden einer Flüssigkeit zu begnügen. Selbstverständlich ist aber damit nur die eine (Ich-, Soma-)Seite des Vorgangs gekennzeichnet; vom Standpunkte des Keimplasmas, beziehungsweise der Libido ist dieser selbe Prozeß eine mit abnehmender Heftigkeit sich äußernde Bestrebung nach der Wiederkehr in den Mutterleib.

Auf die tieferen Beweggründe der genitalen Selbstkastrationstendenz wollen wir noch zurückkommen. Es sei hier nur noch bemerkt, daß im Tierreiche zahllose Beispiele wirklicher Selbstkastration des Genitales vorkommen, wobei beim Akt nicht nur ein Sekret ausgeschieden wird, sondern auch der Penis abreißt. Auch kann man bei dieser Gelegenheit auf die Ringwulstbildung am Penis der Caniden hinweisen, die das „Hängen" der Männchen am weiblichen Genitale verursacht und in dem Beobachter die Idee des Abreißenkönnens hervorruft.

Die Werbearbeit, die der eigentlichen Paarung vorangeht, ist beim Menschen im Laufe der Kulturentwicklung derart abgeschwächt, vielfach ganz unkenntlich geworden, daß wir deren Sinn wiederum nur aus der Tierbeobachtung erkennen können. Wir erwähnten bereits, daß nach unserer Annahme die zentrale Tendenz der Wiederkehr in den Mutterleib beide Geschlechter gleicherweise beherrscht; die Werbetätigkeit kann demnach nichts anderes zum Ziele haben, als daß das weibliche Geschlecht unter Aufgeben oder Einschränken der eigenen realen Befriedigungsabsicht

zum Erdulden des Geschlechtsaktes seitens des Männchens gefügig gemacht wird. Zwei Äußerungen des in dieser Frage gewiß maßgebenden Charles Darwin möchten wir zur Stütze dieser Behauptung anführen. „Das Weibchen nimmt“ — sagt er gelegentlich — „wie die Erscheinungen uns manchmal zu glauben veranlassen, nicht das Männchen, das ihm am anziehendsten erscheint, sondern das ihm am wenigsten zuwider ist.“ In dieser Auffassung drückt sich wohl auch die von uns vertretene bevorzugte Stellung des männlichen Geschlechtes beim Geschlechtsakt aus. Anderen Ortes konstatiert Darwin, daß die sexuelle Variation im Sinne eines Geschlechtsdimorphismus stets beim männlichen Geschlechte beginnt, wenn sie auch dann später zum Teil auch vom Weibchen übernommen wird. All das stimmt übrigens ausgezeichnet zur Aussage Freuds, daß eigentlich alle Libido „männlich“ ist, auch wenn sie (z. B. beim Weibe) passive Befriedigungsziele sucht.

Wir meinen, daß die sekundären Geschlechtsmerkmale, die also ursprünglich nur dem Männchen zukommen, als Waffen in einem Kampfe gebraucht werden, in dem es sich darum handelt, welcher von den Kämpfenden das geschlechtliche Eindringen in den Körper des Partners als Mutterleibersatz erzwingt. Wenn wir nun diese Waffen auf ihre Wirkungsweise prüfen, sehen wir, daß sie alle danach angetan sind, das Weibchen mit direkter Gewalt gefügig zu machen oder mit Hilfe hypnotischer Faszinierung zu lähmen. Zur ersteren Art der Kampforgane gehören z. B. die sich zur Paarungszeit ausbildenden Daumenschwielen des Froschmännchens, die sich in die Achselhöhle des Weibchens einbohren; in diesem Sinne

wirkt aber auch die größere Körperstärke des Mannes gegenüber der des Weibes, oder das Vorgehen gewisser Reptilienmännchen, die bei der Paarung durch Trommeln mit den Vorderextremitäten auf den Kopf des Weibchens sich dieses gefügig machen. Noch häufiger ist die Einschüchterung des Weibes durch Erschrecken, durch Aufblähen des Körpers oder einzelner Teile (Kröte, Chamäleon), durch Entfalten mächtiger Hautlappen, fleischiger Anhänge, Kröpfe (viele Vögel), plötzliche starke Verlängerung und Aufrichtung der Nase (Beobachtung beim „See-Elefanten" von Darwin). Bei einer Robbenart *(Cristophora cristata)* entwickelt das Männchen bei der Paarung eine Klappmütze, die größer ist als der Kopf. Bekannt ist das häufig vorkommende Gefügigmachen des Weibchens durch Anbrüllen und Anschreien (Katzen). In ähnlichem Sinne wirkt wohl die Handlungsweise des Männchens einer malaischen Eidechsenart, das sich dem Weibchen zur Paarungszeit mit hochaufgerichtetem Vorderteil nähert, wobei auf den Kehltaschen, die stark aufgeblasen sind, je ein dunkler Fleck von dem gelbrötlichen Grund sich stark abhebt. Diese Werbungsart scheint aber nebst der Schreckwirkung bereits auch Elemente der Faszinierung mit Hilfe des Schönheitssinnes zu enthalten, wie sie in viel deutlicherer Weise in der Entfaltung von Farbenpracht, in der Betätigung klangerzeugender Instrumente, in der Lichterzeugung (beim Johanniskäfer), in den Balzhandlungen, Tänzen, Schwanzradschlagen, Singflügen und dem Lockgesang so vieler Vögel sich äußert.

Die nächste Analogie, die sich einem bei der Betrachtung dieser Vorgänge aufdrängt, ist, wie schon angedeutet, die mit der Hypnose. Auf Grund psychoanalytischer Beob-

achtungen mußten wir zweierlei Mittel, die zur Erzeugung hypnotischer Gefügigkeit geeignet sind, unterscheiden. Wir nannten sie Vater- und Mutterhypnose.[1] Die erstere lähmt ihr Opfer mit Hilfe der Einschüchterung, die letztere durch einschmeichelndes Verhalten. In beiden Fällen regrediert, so meinten wir, das hypnotisierte Individuum auf die Stufe eines eingeschüchterten Kindes; die eigentümlichen kataleptischen Haltungen der Hypnotisierten legen es aber nahe, anzunehmen, daß dabei auch eine tieferreichende Regression in den Mutterleib mit am Werke ist (Bjerre). Daß in den sekundären Geschlechtsmerkmalen und in deren Betätigung so oft das Männchen die von mir als weiblich hervorgehobenen Merkmale der Schönheit, die weibliche Funktion des Einlullens, des Einschläferns übernimmt, wird uns bei der allgemeinen Bisexualität der Individuen, die sich geschlechtlich fortpflanzen, weiter nicht überraschen. Wir vermuten also, daß das Weibchen bei der Werbearbeit durch eine hypnotische Mutterleibregression betört und durch diese phantastische Glückssituation für das an sich unlustvolle Erdulden des Sexualaktes entschädigt wird. Wenn wir aber, wie es auch die Zoologen tun, alle körperlichen Sexualwerkzeuge, die nicht unmittelbar mit der Produktion der Geschlechtsdrüsen zu tun haben, als sekundäre Merkmale des Geschlechtes betrachten, so müssen wir eigentlich auch die Begattungsorgane, den Penis und die Vagina, für solche halten. Und in der Tat kann man sich des Eindruckes nicht erwehren, daß die Ostentation der Geschlechtsorgane, die Entfaltung des Penis, das Zeigen

1) „Introjektion und Übertragung", Jahrb. für Psychoanalyse I. 1909. (Vom Verfasser.)

der Vagina, an und für sich faszinierend wirken, d. h. im zuschauenden Partner die Phantasie der Mutterleibssituation erwecken können.

Besondere Hervorhebung verdienen unter den Veranstaltungen der Anlockung jene, die sich eigenartiger Düfte bedienen. Bekannt ist die Rolle des Baldriangeruches bei sich begattenden Katzen, die des Bock- und Moschusduftes, die anziehende Kraft des Schmetterlingweibchens, das, wie beobachtet, die Männchen von der viele Kilometer entfernten Wiese in die Stadt locken konnte. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß auch auf die höheren Tiere und den Menschen der spezifische Geruch der weiblichen Genitalien sexuell erregend wirkt, wohl auch nur dadurch, daß dieser Geruch die Sehnsucht nach dem Mutterleibe erweckt. Das Kaninchen z. B. wird impotent, wenn man seine Riechnerven durchschneidet. Wir dürfen nicht außer acht lassen, daß die allerersten und darum für das ganze Leben bedeutsamen Sinneseindrücke das Kind während der Geburt, also im Geburtskanal treffen. (Groddeck).

Das allgemeine Verhalten der sich Begattenden während des Geschlechtsaktes selbst, die Emotionen, die sie dabei äußern, sind bis jetzt am wenigsten beachtet worden. Als ob in diesen Affekten der Mensch seine tiefsten Geheimnisse bewahrte, hindert ein schier unüberwindliches Schamgefühl die Menschen, hierüber Auskunft zu geben. Selbst in der psychoanalytischen Exploration, wo der Analysierte über alle Regungen Mitteilung machen muß, lernt er es immer nur zuletzt, wenn nötig auch den subjektiven Erregungsablauf beim Geschlechtsakt zu beschreiben, nachdem er längst gewohnt war, dessen objektiven Hergang ohne

Rückhalt anzugeben. Was ich darüber gelegentlich erfahren konnte, ist folgendes: Man ist vom Anfang bis zum Schluß von einem Zwang zur Attraktion an den Partner beherrscht; man fühlt sich dazu gedrängt, die räumliche Entfernung zwischen sich und dem Partner auf jede mögliche Art aufzuheben (siehe dazu die Eingangs hervorgehobene Tendenz zu den „Brückenbildungen": Küssen, Umarmen). Man kann nicht umhin, zu behaupten, daß die gegenseitige Attraktion nichts anderes ist, als die Äußerung der phantastischen Tendenz, sich mit dem Körper des Partners förmlich zu verschmelzen, oder vielleicht sich in toto in ihn (als Mutterleibersatz) einzubohren; die schließliche geschlechtliche Vereinigung ist nur die teilweise Verwirklichung dieser Absicht. Die Spannung, die die Partner dabei „in Atem hält", ist an sich unlustvoll, und nur die Hoffnung auf die zu gewärtigende baldige Entspannung macht sie auch lustvoll. Die Art der Unlustspannung hat viel Ähnlichkeit mit der Angst, von der wir übrigens seit Freud wissen, daß sie immer die unlustvollen Sensationen bei der Erschütterung durch das Geborenwerden reproduziert.

Es scheint, daß wir uns mit der Idee von der Überdeterminierung eines und desselben Vorganges, wie sie uns bei psychischen Vorgängen die Psychoanalyse lehrt, auch bei der Erklärung physiologischer Vorgänge vertraut machen müssen. Je eingehender wir die Vorgänge beim Geschlechtsakte beobachten, umso augenscheinlicher wird es, daß er nicht nur ein lustbetonter Vorgang ist (d. h. die Darstellung der glücklichen Mutterleibssituation), sondern daß er auch unlustvolle Ereignisse reproduziert (wahrscheinlich die erste ängstliche Emotion beim Geboren-

werden). Noch wahrscheinlicher ist, daß diese Affekte nicht regellos zur Äußerung gelangen, sondern in einer historisch bestimmten Reihenfolge. Die Steigerung der Unlustspannung und deren Kulminierung in der orgastischen Befriedigung wäre demnach die gleichzeitige Darstellung zweier Tendenzen von gegensätzlicher Richtung: die Wiederholung der unlustvollen Geburtssituation mit ihrem glücklichen Ausgang ins Geborenwerden und die Wiederherstellung der noch ganz ungestörten Mutterleibssituation durch Wiedereindringen in den Mutterleib.

Die auffälligsten körperlichen Begleiterscheinungen dieser Emotionen äußern sich an der Atmung und am Blutkreislauf der sich Begattenden. Die Atmung ist sichtlich dyspnoisch, die Pulsfrequenz gesteigert; erst im Orgasmus kommt es zu tieferem, vollbefriedigendem Aufatmen, und zur Beruhigung der Herztätigkeit. Es liegt nahe, in diesen Störungen die Rekapitulierung jener großen Anpassungsleistung zu erblicken, die die Umwandlung der foetalen Art der Sauerstoffversorgung in die extrauterine erforderte. Ob man mit der Analogisierung des Koitus und des Geburtsprozesses soweit gehen darf, daß man auch die Rhythmik der Begattung als die abgekürzte Wiederholung der periodischen Schwankungen in der Wehentätigkeit auffaßt, möchte ich dahingestellt sein lassen.[1]

Wir dürfen es nicht unerwähnt lassen, daß der Koitus deutlich auch von aggressiven Affekten begleitet ist. Diese

1) Die nahe Verwandtschaft zwischen Angst und Libido ist eine der Grundlagen der Freudschen Lehre. Schon die ersten psychoanalytischen Publikationen Freuds weisen auf die Wesensgleichheit der Symptome der Angstneurose mit den Emotionen des Koitus hin.

im Kapitel über „Entwicklungsstufen des erotischen Realitätssinnes“ bis zur Genitalität verfolgte Komponente äußert sich während des Geschlechtsaktes in immer heftiger werdenden Muskelaktionen, die nicht nur das Festhalten des Liebesobjektes zum Ziele haben, sondern unzweideutig auch sadistische Züge aufweisen (Beißen, Kratzen). Auch die ersten Lebensäußerungen des Neugeborenen weisen darauf hin, daß die während des Geburtsaktes erlebte traumatische Erschütterung, insbesondere die Fesselung im Geburtskanal, nicht nur Angst, sondern auch Wut hervorruft, die dann im Koitusakt gleichfalls zur Wiederholung gelangen muß.[1]

Der Zustand der sich Begattenden in und nach dem Orgasmus ist vor allem durch eine weitgehende Einschränkung oder auch volle Aufhebung des Bewußtseins (das normalerweise auch schon vorher auf die Tendenz zur Erreichung des Genitalzieles eingeschränkt war) gekennzeichnet. Beispiele aus dem Tierreiche zeigen uns allerdings diese Konzentrierung auf das Befriedigungsgefühl noch viel deutlicher, es kommt nämlich hier zur vollen Aufhebung auch der Schmerzempfindlichkeit. Es gibt Eidechsenarten, die sich in Stücke reißen lassen, aber den Genitalakt nicht unterbrechen, Lurche, die sich beim Begattungsakt durch Verstümmelungen nicht stören lassen. Die Kaninchen verfallen beim Orgasmus in eine Art Katalepsie, fallen bewußtlos um und bleiben mit dem Penis in der Vagina längere Zeit an der Seite des

1) Möglicherweise ist das Gefühl der ohnmächtigen Wut überhaupt ein integrierender Bestandteil des Angstaffektes. — Siehe zu dieser Auffassung des „Sadismus“ Rank: Das Trauma der Geburt (Abschn.: Die sexuelle Befriedigung).

Weibchens regungslos liegen. Wir sind nur folgerichtig, wenn wir diese Zustände und das sie begleitende Gefühl voller Befriedigung und Wunschlosigkeit als das unbewußt halluzinatorische Erreichen des Begattungszieles seitens des Individuums als Ganzes, der Mutterleibsexistenz, unter gleichzeitigem symbolischen und realen Erreichen dieses Zieles durch die Genitalien und Geschlechtszellen auslegen. Wahrscheinlich gelangt aber dabei auch die glückliche Überwindung des Geburtstraumas zur Darstellung. Über die beim Orgasmus vermuteten Besetzungsänderungen wollen wir uns bald etwas ausführlicher äußern und begnügen uns hier mit dieser Beschreibung.

Zum Schluß möchte ich nur noch darauf hinweisen, daß sowohl beim Menschen als auch bei vielen Tiergattungen eine innige Beziehung zwischen den Begattungsfunktionen und dem Schlafen besteht. Das entspricht gewiß unserer theoretischen Erwartung, da wir doch sowohl den Schlaf als auch den Genitalakt als Regressionen zum Intrauterinleben betrachten. Mit den Analogien und den Unterschieden beider wollen wir uns noch näher befassen, hier möchten wir nur feststellen, daß sehr viele Tiere, aber auch die Menschen, nach dem Koitus gerne in Schlaf verfallen. Nach den psychoanalytischen Erfahrungen sind die meisten Fälle von psychischer Schlaflosigkeit auf Störungen der Genitalfunktion zurückführbar und erst durch deren Beseitigung heilbar.

V
DIE INDIVIDUELLE GENITALFUNKTION

Wir fragen uns nun, ob wir auf Grund dieser und ähnlicher Beobachtungen über den Ablauf und die ontogene Entwicklung der Begattungsfunktion in der Lage sind, endlich etwas über den Sinn dieses mit so merkwürdiger Einförmigkeit in einem großen Teile der Tierwelt periodisch wiederkehrenden Vorganges auszusagen.

Rein physiologisch betrachtet erschien uns der Koitus als der periodisch einsetzende Schlußakt der Ausgleichung einer während des ganzen individuellen Lebens sich ansammelnden, jede nichterotische Organbetätigung begleitenden unlusterzeugenden Libidospannung, die von den einzelnen Organen auf „amphimiktischem" Wege aufs Genitale verlegt wurde. In den Vorgängen der Begattungsfunktion sind also sämtliche Mengen und Arten der unbefriedigten Libido aller Organe und besonders aller beim Erwachsenen aufgelassenen erogenen Zonen und Organisationsstufen vereinigt. Ohne über die Natur der hiebei sich abspielenden physiologischen Vorgänge auch nur eine Andeutung geben zu können, weisen wir auf die Analogie der Endprozesse des Begattungsaktes mit den Ausscheidungsfunktionen hin, und vermuten, daß im Erektions- und Ejakulationsvorgange (der bekanntlich auch beim Weibe angedeutet ist) alle

jene Autotomietendenzen summiert sind, deren Ausführung während der „Nützlichkeitsfunktion" unterlassen wurde. Ein Lebewesen mit entwickelter Genitalfunktion ist also auch in Bezug auf seine nichterotische Betätigung den Lebensaufgaben besser angepaßt, es kann die erotischen Befriedigungen aufschieben, bis sie die Erhaltungsfunktionen nicht mehr stören. Man kann also behaupten, daß das Genitale auch „nützliches" Organ ist, das die Zwecke der Wirklichkeitsfunktion fördert.

Wir können uns über die Besetzungsänderungen nach erfolgter Genitalbefriedigung nur äußerst unklare Vorstellungen bilden, und nur über die psychologische Seite des orgastischen Prozesses möchten wir uns getrauen, eine etwas konkretere Ansicht zu äußern. Es hat den Anschein, als ob unter den Bedingungen der Begattung eine aufs höchste gesteigerte Spannung unerwartet und ungemein leicht zur Lösung käme, so daß eine große Menge von Besetzungsaufwand plötzlich überflüssig wird. Daher die ungeheuer starke Lustempfindung, die also auch hier, wie nach Freud bei der Witzeslust, auf ersparten Besetzungsaufwand zurückzuführen wäre.[1] Dieser Empfindung könnte aber irgend eine „genitofugale" Rückströmung der Libido in die Körperorgane parallel laufen, das Gegenstück jener „genitopetalen" Strömung, die in der Spannungsperiode die Erregungen von den Organen zum Genitale leitete. Im Momente dieser Rückströmung der Libido vom Genitale zum ganzen übrigen psychophysischen Organismus kommt es zu jenem „Glück-

1) Auf solche Aufwandersparnis ist auch das wollüstige Kitzelgefühl zurückzuführen. Übrigens dürften die meisten „kitzlichen" Körperpartien „genitalisiert" sein, besonders die Achselhöhle.

seligkeitsgefühl", in dem die Nützlichkeitsfunktion der Organe ihre Belohnung und zugleich den Ansporn zu erneuter Arbeitsleistung findet.[1]

Der Vorgang bei der Genitalbefriedigung ist gleichsam die eruptive Genitalisierung des ganzen Organismus, die mit Hilfe der Friktionsarbeit erreichte vollkommene Identifizierung des ganzen Organismus mit dem Exekutivorgan.

Mag uns aber diese Betrachtungsweise des Begattungsprozesses vom Standpunkte der psychisch-physischen Ökonomie noch so anziehend erscheinen, sie gibt uns immer noch keine Aufklärung darüber, warum die sexuelle Energieansammlung und Energieabfuhr in einem so großen Teile des Tierreiches gerade diese Form angenommen hat; ohne die Beantwortung dieser Frage können wir aber das Gefühl der zureichenden Determinierung nicht haben. Wir haben nun von der Psychoanalyse gelernt, daß solchem Mangel, wenigstens bei psychischen Vorgängen, abgeholfen werden kann, wenn man die rein ontologische (deskriptiv-ökonomische) Betrachtungsweise durch die historisch-genetische ergänzt. Demgemäß versuchten wir auch, die Triebäußerungen der Sexualität, wie früher schon die Äußerungsformen des Wirklichkeitssinnes, aus der Tendenz zur Wiederherstellung der antenatalen Situation abzuleiten, als ein Kompromiß zwischen dieser im Leben anscheinend ganz aufgegebenen, in Wahrheit nur beiseitegeschobenen Strebung, und den Hindernissen, die sich ihr in der Wirklichkeit in den Weg stellen. Uns erschienen also die

1) Die Idee von der genitopetalen Libidoströmung und von deren Umkehrung im Orgasmus wurde vom Verfasser bereits in der Wiener Diskussion „Über Onanie" (1912) angedeutet.

von Freud beschriebenen Etappen der Sexualentwicklung als unablässig wiederholte Versuche zur Wiedererreichung jenes Zieles, die Genitalorganisation selbst aber als ein endliches, wenn auch nur teilweises Erreichen des vom Triebe Geforderten. Nun scheint es aber, daß diese Triebbefriedigung nicht geradenwegs auf ihr Ziel losgehen kann, sondern immer auch die Entstehungsgeschichte des Triebes selbst wiederholen muß, mithin auch den an sich unlustvollen Anpassungskampf, den das Individuum bei der Störung einer früheren Lustsituation zu bestehen hatte. Der erste und stärkste Anpassungskampf im Leben des Einzelwesens war das erschütternde Erlebnis des Geborenwerdens und die Anpassungsarbeit, zu der es von der neuen Existenzlage gezwungen wurde. Wir meinten denn auch, daß der Koitus nicht nur die zum Teil phantastische, zum Teil reale Wiederkehr in den Mutterleib bedeutet, sondern daß in seiner Symptomatik auch die Geburtsangst und deren Überwindung, das glückliche Geborenwerden, zur Darstellung gelangen. Allerdings sorgen bei der Begattung sinnreiche Einrichtungen dafür, daß die Angstgröße ein gewisses Maß nicht übersteigt, und eine noch viel reichlichere Vorsorge ist dafür getroffen, daß diese Angst durch die plötzliche, fast vollkommene Erreichung des Befriedigungszieles (des Frauenleibes) in eine ungeheuere Lust verwandelt werde.

Wir können diese Hypothese mit jenen Beispielen in Beziehung zu bringen, die Freud zur Illustration des Wiederholungszwanges in seiner Arbeit „Jenseits des Lustprinzips" (1921) anführt. Der Wert dieser Analogie wird vielleicht noch gesteigert dadurch, daß sie auf Grund ganz anderer Voraussetzungen zu den nämlichen Ergebnissen gelangt.

Gewisse Symptome der traumatischen Neurose und gewisse merkwürdige Einzelheiten des kindlichen Spieles erklärt Freud aus dem Zwang, unerledigte und ob ihrer Intensität en bloc nicht zu erledigende Erregungsmengen, in unzähligen Wiederholungen, aber stets nur in kleinen Dosen, allmählich abzuführen. Auch wir betrachten nun den Koitus als solche partielle Abfuhr jener immer noch unerledigten Schockwirkung, die das Geburtstrauma hinterließ; zugleich erscheint er uns aber als ein Spiel, treffender gesagt: ein Erinnerungsfest, bei dem die glückliche Befreiung aus der Not gefeiert wird; schließlich stellt sie aber auch die negativ halluzinatorische Leugnung des Traumas überhaupt dar.

Auf die von Freud aufgeworfene Frage, ob die Wiederholung ein Zwang oder eine Lust sei, ob sie diesseits oder jenseits des Lustprinzips liege, könnten wir, wenigstens in Bezug auf den Begattungstrieb, keine einheitliche Antwort geben. Wir glauben, daß sie, insoferne sie jene Schockwirkung allmählich ausgleicht, ein Zwang ist, d. h. eine von äußerer Störung erzwungene Anpassungsreaktion. Insoferne aber dabei die erfolgte Störung negativ halluzinatorisch geleugnet oder die Erinnerung an deren Überwindung gefeiert wird, haben wir es dabei mit reinen Lustmechanismen zu tun.

Manches weist darauf hin, daß die Triebenergien zwischen Soma und Keimplasma ungleich verteilt sind; es ist, als ob der größte Teil der unerledigten Triebe im Keimplasma aufgestapelt wäre, also größtenteils von ihm der traumatische Wiederholungszwang ausginge, der bei jeder Wiederholung (jeder Begattung) sich eines Teiles der Unlust entledigt. Man ist versucht, die sich beim Genitalakt äußernden Selbstkastrationstendenzen auf das Bestreben zurückzuführen,

die unlusterzeugende Sexualmaterie im ganzen oder partienweise aus dem Körper auszustoßen. Gleichzeitig ist aber beim Koitus auch für die Eigenbefriedigung des individuellen Somas gesorgt, d. h. für die nachträgliche Erledigung der im Leben erlittenen kleineren Traumata in der Form einer spielend leichten Bewältigung.

In diesem Spielerischen sehen wir das rein lustvolle Element der genitalen Befriedigung und mit ihrer Hilfe glauben wir endlich in der Lage zu sein, etwas allgemeines über die Psychologie der Erotik auszusagen.

Die meisten Triebbetätigungen werden bekanntlich bei Störungen, die den Organismus von außen treffen, oder bei gleichfalls unlustvollen Veränderungen im Körperinneren in Gang gesetzt. Bei den Spieltrieben aber, zu denen wir also in gewissem Sinne auch die erotischen rechnen möchten, schafft der Trieb selbst eine Unlust, um dann die Lust bei deren Beseitigung zu genießen.[1] Das Spielerische und das Erotische sind also dadurch charakterisiert, daß dabei im Gegensatz zur sonst unerwartet eintreffenden Unlustsituation, erstens die Unlust nur in einer bekannten und mäßigen Dosierung zugelassen wird, zweitens für die Beseitigungsmöglichkeit von vorneherein, oft sogar in überreicher Weise gesorgt ist. In diesem Sinne möchte ich z. B. den Hunger für einen einfachen Trieb zur Beseitigung einer körperlichen Entbehrungsunlust ansehen, den Appetit aber als die erotische Parallele dazu, da doch beim Appetit die sichere Erwartung ausreichender Befriedigung jene kleine Entbehrung sogar als Vorlust genießen läßt. Wir meinen nun, daß auch die Einrichtungen der Sexualität, speziell

1) Siehe auch Rank „Der Künstler", 1907.

auch die der Begattungsfunktion, in kunstvoller Weise so angeordnet sind, daß auf die Befriedigung mit Sicherheit gerechnet werden kann. Auch die Sexualität spielt also nur mit der Gefahr. Nach unserer Beschreibung wird bei der Genitalsexualität die ganze Sexualspannung des Organismus in eine Art Juckreiz der Genitalien konvertiert,[1] der ungemein leicht beseitigt werden kann, gleichzeitig wird aber auch die Mutterleibsregressionstendenz des ganzen Organismus auf einen Körperteil, das Genitale, übergeleitet, an dem sie ohne Schwierigkeit zu verwirklichen ist.

Der Begattungsakt erinnert also an jene „Schauspiele," in denen sich zwar auch Gewitterwolken zusammenballen, wie in einer wirklichen Tragödie, man aber immer die Empfindung hat, daß die Sache „gut ausgehen" wird.[2]

Wir können uns als Motiv solcher spielerischen Wiederholung nur die Erinnerung an die einmal glücklich erlebte Befreiung von Unlust vorstellen, wie sie auch von Freud als eines der Motive der Kinderspiele angegeben wird. Die Tatsache, daß es dem Menschen gelingt, die große Gefahrsituation bei der Geburt zu überleben und die Lust, die Existenzmöglichkeit auch außerhalb des Mutterleibes gefunden zu haben, bleiben unauslöschlich in der Erinnerung eingeprägt und drängen zur periodischen Wiederherstellung einer ähnlichen, allerdings abgeschwächten Gefahr, nur damit

1) Die Umkehrung dieses Prozesses wäre die hysterische Konversion, die Umwandlung der Genitalerregung in anderweitige Körperinnervation.

2) Es freute mich, im jüngst erschienenen schönen Werke Ossipows: „Tolstois Kindheitserinnerungen" (1923) diese Auffassung über die Erotik wiedergefunden zu haben. Auch er vergleicht die sexuelle ängstliche Lust mit dem Appetit, im Gegensatz zu ernsthaften Entbehrungen, z. B. dem Hunger.

man die Lust bei deren Beseitigung wieder genießen könne. Es ist möglich, daß die im Begattungsakt erlebte zeitweilige Wiederkehr in den Mutterleib und die gleichzeitige spielerische Wiederholung und Bewältigung aller Gefahren, die die Geburts- und Anpassungskämpfe des Lebens mit sich brachten, in demselben Sinne erfrischend wirkt, wie die allnächtliche Schlafregression. Die periodisch zugelassene Herrschaft des Lustprinzips mag dem schwer kämpfenden Lebewesen zum Trost gereichen und ihm die Kraft zu weiterer Arbeit verleihen.

Wir müssen gestehen, daß wir die Beharrlichkeit, am zentralen Gedanken des maternalen Regressionszuges trotz aller Denkschwierigkeiten festzuhalten, hauptsächlich einer psychoanalytischen Erfahrung verdanken. Es ist zu auffällig, mit welcher Konsequenz und in welch verschiedenartigen psychischen Gebilden (Traum, Neurose, Mythus, Folklore usw.), Koitus und Geburt mit dem gleichen Symbol der Rettung aus einer Gefahr, insbesondere aus dem Wasser (Fruchtwasser) dargestellt ist;[1] wie die Sensationen des Schwimmens, Schwebens, Fliegens gleicherweise die Empfindungen beim Koitus, wie auch die der Mutterleibsexistenz ausdrücken und schließlich wie das Genitale so vielfach mit dem Kinde symbolisch gleichgesetzt wird.[2]

1) Siehe Rank: Der Mythus von der Geburt des Helden, 1909 und Rank: Die Symbolschichtung im Wecktraum. Jahrb. f. Psychoanalyse, 1912.

2) Sollte sich unsere Hypothese einmal bewahrheiten, so würde sie ihrerseits klärend auf die Entstehungsweise der Symbole überhaupt rückwirken. Den echten Symbolen käme dann der Wert historischer Denkmäler zu, sie wären geschichtliche Vorläufer aktueller Betätigungsarten und Erinnerungsreste, zu denen man physisch und psychisch zu regredieren geneigt bleibt.

Damit glauben wir aber, den ganzen Sinn des im Orgasmus endigenden Genitalaktes erfaßt zu haben. Indem die gewöhnlich nur aufs Genitale beschränkte Libidospannung plötzlich auf den ganzen Organismus ausstrahlt, wird der Organismus für einen Augenblick nicht nur zum Mitgenießer der Genitalien, sondern auch zum Wiedergenießer der intrauterinen Glückseligkeit.

Nach der hier dargestellten Auffassung faßt also die Begattungsfunktion eine ganze Reihe von Lust- und Angstmomenten in einen Akt zusammen: die Lust der Befreiung von störenden Triebreizen, die Lust der Wiederkehr in den Mutterleib, die Lust der glücklich beendigten Geburt; anderseits die Angst, die man beim Geburtsakt erfahren hat und jene, die man bei der (phantasierten) Wiederkehr empfinden müßte. Indem die reale Wiederkehr auf das Genitale und dessen Sekret beschränkt wird, während sich der übrige Körper unversehrt erhalten kann (und die Regression „halluzinatorisch" mitmacht), gelingt es im Orgasmus jedes Angstmoment auszuschalten und den Begattungsakt mit dem Gefühle voller Befriedigung zu beendigen.

Ein unklarer Punkt in unserer Beweisführung bleibt unleugbar die merkwürdige Vereinigung der Befriedigungslust und der Arterhaltungsfunktion im Begattungsakte. Wir müssen zugeben, daß hiefür die Ontogenese der Individuen keine zureichende Erklärung gibt und wollen nun sehen, ob nicht der Versuch der bisher vorsichtig gemiedenen phylogenetischen Parallele einen Schritt weiterhilft.

B)

PHYLOGENETISCHES

VI
DIE PHYLOGENETISCHE PARALLELE

Um uns das nachträgliche Geständnis zu ersparen und die Entschuldigung für das gewagte Unternehmen, auf ein fremdes Wissensgebiet einzudringen, vorwegzunehmen, möchten wir gleich hier betonen, daß die Idee, zu der individuellen Katastrophe der Geburt und ihrer Wiederholung im Begattungsakt eine Art geschichtliche Parallele zu suchen, uns nicht etwa durch naturwissenschaftliche Tatsachen aufgedrängt wurden, sondern wieder nur durch die psychoanalytische Erfahrung, im Besonderen durch Erfahrungen auf dem Gebiete der Symbolik. Ist man einmal im Vorurteil, daß in den symbolischen oder indirekten Äußerungsformen der Seele und des Körpers ganze Stücke untergegangener und auf andere Art unzugänglicher Geschichte — nach Art hieroglyphischer Inschriften aus einer Urzeit — konserviert sind, durch hundertfältige Beobachtung bestärkt, und hat sich einem diese Schriftzeichenentzifferung in der Geschichte des Individuums so vielfach bewährt, so ist es vielleicht verständlich und verzeihlich, wenn man es wagt, sich dieser Chiffriermethode auch bei den großen Geheimnissen der Artentwicklungsgeschichte zu bedienen. Wie unser Lehrmeister Freud bei ähnlichen Versuchen zu wiederholen pflegt, ist es ja keine Schande, wenn man sich bei

solchen Ausflügen ins Unbekannte verirrt. Schlimmstenfalls wird dann auf dem Wege, den wir gegangen sind, eine Warnungstafel angebracht, die dann anderen erspart, in die Irre zu gehen.

Der Ausgangspunkt aller nun folgenden Spekulationen war also, um es gleich zu sagen, die außerordentliche Häufigkeit, mit der in den verschiedensten normalen und pathologischen psychischen Gebilden, in Produkten der individuellen und der Massenseele das Fischsymbol, d. h. das Bild eines im Wasser schwebenden oder schwimmenden Fisches, sowohl den Begattungsakt als auch die Mutterleibsituation ausdrückt. Es geschah nun bei einer besonders eindrucksvollen Beobachtung dieser Art, daß uns die phantastische Idee durch den Kopf schoß, ob in dieser Symbolik nebst der rein äußerlichen Ähnlichkeit der Situation des Gliedes in der Scheide, des Kindes im Mutterleibe und des Fisches im Wasser, nicht auch ein Stück phylogenetisches Wissen um unsere Herkunft von wasserbewohnenden Wirbeltieren ausdrückt. Der Mensch stammt ja, wie es uns die Universitätslehrer einprägten, wirklich vom Fisch ab, und der berühmte Amphyoxus lanceolatus wird als Stammvater aller Wirbeltiere, also auch des Menschen geehrt.

Nachdem aber einmal dieser Gedanke auftauchte, meldeten sich zu seiner Stütze von allen Seiten — allerdings immer noch recht abenteuerliche — Argumente. Wie denn, dachten wir uns, wenn die ganze Mutterleibsexistenz der höheren Säugetiere nur eine Wiederholung der Existenzform jener Fischzeit wäre und die Geburt selbst nichts anderes, als die individuelle Re-

kapitulation der großen Katastrophe, die so viele Tiere und ganz sicher auch unsere tierischen Vorfahren beim Eintrocknen der Meere zwang, sich dem Landleben anzupassen, vor allem auf die Atmung durch Kiemen zu verzichten und sich Luftatmungsorgane zuzulegen. Und wenn Altmeister Haeckel den Mut hatte, das biogenetische Grundgesetz von der kursorischen Wiederholung der Artgeschichte in der Embryonalentwicklung (Palingenese) aufzustellen, warum sollte man nicht weitergehen und annehmen, daß auch in der Entwicklung der Schutzmaßnahmen für den Embryo (Coenogenese) ein Stück Artgeschichte, die Geschichte der Veränderungen der Milieus erhalten ist, in denen die embryogenetisch angedeuteten Vorfahren wohnten. Als wir dann anfingen, in den Büchern von der tierischen Entwicklung zu blättern, fanden wir denn auch bald, daß ein ähnlicher Gedanke auch schon vom Naturphilosophen Oken, dem Zeitgenossen Goethes, ausgesprochen, von seinen gelehrteren Nachfolgern, insbesondere von Haeckel selbst aber energisch verworfen worden war. Nach Haeckel kommt nur den Entwicklungsphasen des Embryonalkörpers selbst der Wert von Geschichtsdokumenten zu, nicht aber den doch gleichfalls eine fortschreitende Entwicklung aufweisenden Veränderungen des Keimschutzes. Nur in den phantasiereichen und geistvollen Beschreibungen des als Populärschriftsteller so bekannten, als origineller Denker noch unterschätzten Bölsche kehren Ansichten, wie die hier dargelegte, allerdings nur in poetischen Vergleichen und Bildern, immer wieder. Da wir aber, wie es vor längerer Zeit in einer kleinen psychoanalytischen Abhand-

lung dargelegt wurde, der Ansicht sind, daß solche Gleichnisse aus der Tiefe unbewußten Wissens schöpfen,[1] mußten wir annehmen, daß hierin Bölsche, sonst ein unentwegter Anhänger und Apostel Haeckels, mit seinem Meister nicht ganz übereinstimme. Vom männlichen Begattungsgliede sprechend, sagt er gelegentlich: „Es liegt auch Vergangenheit in diesem Gliede. Es ist ein Melusinenglied. Der Mensch lenkt hier hinab an den Fisch, von dem er in purpurnen Tagen gekommen." Allerdings hält er an diesem Gleichnisse nicht lange fest und bezeichnet die Frage nach dem Ursprung dieses Anhängsels nur als eine „Anhängselsache", worin wir mit ihm durchaus nicht übereinstimmen. An anderer Stelle, wo er davon spricht, daß der Molch zu den ersten Tieren gehört, die ihre Embryonalzeit im Mutterleibe durchmachen, sagt er wiederum: „der Mutterleib wurde Wassertümpel des Molches, er macht sein Kiemenstadium vollständig im Mutterleibe durch", das heißt aber wohl nichts weniger, als das Zugeben der von uns postulierten coenogenetischen Ergänzung des biogenetischen Gesetzes, d. h. auch der Analogie der Schutzeinrichtungen des Embryos mit der Existenzform des Fisches im Wasser.

Einzelheiten aus der Traum- und Neurosensymbolik weisen auf eine tiefreichende sinnbildliche Identifizierung des mütterlichen Körpers einerseits mit dem Seewasser, dem Meere, anderseits mit der nährenden „Mutter Erde". Es könnte sich nun in dieser Symbolik nicht nur die Tatsache einen Ausdruck verschafft haben, daß man als Individuum vor der Geburt als wasserbewohnender Endoparasit, nach der

1) „Analyse von Gleichnissen", Int. Zeitschrift für Psychoanalyse (1915).

Geburt aber längere Zeit als luftatmender Ektoparasit an der Mutter zehrt, sondern auch die, daß See und Erde in der Artentwicklung wirklich die Vorläufer der Mutter waren, die Stelle der spät erworbenen mütterlichen Schutzeinrichtungen noch allein vertraten, indem sie jene tierischen Vorfahren beschützten und ernährten. In diesem Sinne käme der See-Symbolik der Mutter ein archaischerer, primitiverer Charakter zu, während die Erdsymbolik jene spätere Periode imitierte, in der der bei der See-Eintrocknung ans Land gesetzte Fisch auf die aus dem Erdinneren sickernden Feuchtigkeitsquellen als Ersatz für das verlorene Seewasser (das ihm zugleich auch die Nahrung zuführte) angewiesen war, und in einem solch günstigen Milieu gleichsam parasitisch vegetieren durfte, bis seine Umwandlung in ein Amphibium gelungen war. Wir denken hier an einen Bedeutungswandel der Symbolik, in dem, wie im Wortbedeutungswande der Philologen, ein Stück Geschichte, hier sogar ein wichtiges Stück Artgeschichte enthalten ist. Hinter der Pflugsymbolik z. B., die die Psychoanalyse als den Niederschlag alter kulturgeschichtlicher Erfahrungen ansieht, hinter der Symbolik des Astabbrechens und Fruchtabreißens (z. B. in der Genesis) ist überall auch die Gleichsetzung der mit dem Pflug bearbeiteten fruchtbringenden Erde mit der Mutter versteckt. Viele primitive Weltentstehungsmythen, die die Erde aus der See emportauchen lassen, enthalten Züge, die diese Kosmogonie als symbolische Darstellung der Geburt deuten lassen; in Ranks „Inzestmotiv" (1912) ist das mit zahlreichen Beispielen belegt und auch Róheim konnte mir aus seinem ethnologischen Material zahllose Beispiele dafür angeben. Doch auch die tägliche psychoanalytische Erfahrung bringt

einem krasse Beispiele der Regression zur Muttersymbolik der Erde oder des Wassers. In zahlreichen Kleinkindergeschichten kommt es vor, daß die in Folge des Ödipuskomplexes versagte Mutterliebe direkt auf die Erde übertragen wird, Koitushandlungen an in die Erde gebohrten Löchern ausgeführt oder durch Verkriechen in ein Erdloch gleichsam die Totalregression versucht wird. Unvergeßlich bleibt mir auch das Beispiel jenes unlöslich an die Mutter fixierten jungen Homosexuellen, der noch als Jüngling stundenlang am Boden der mit warmem Wasser gefüllten Badewanne lag und um in dieser archaischen Wasserexistenz oder Embryonalsituation verharren zu können, durch ein langes, aus dem Wasser herausragendes Rohr atmete, das er sich in den Mund steckte.

Die in einem der vorigen Kapitel gegebene, in der Psychoanalyse übrigens gebräuchliche Deutung der Wasserrettung oder des Schwimmens im Wasser als Geburtsdarstellung und als Darstellung des Koitus erfordern also auch eine phylogenetische Überdeutung; der Sturz ins Wasser wäre wieder das archaischere Symbol, das der Wiederkehr in den Mutterleib, während in der Rettung aus dem Wasser der Moment des Geboren- oder Anslandgesetztwerdens betont zu sein scheint. Man fühlt sich versucht, auch die Sintflutsagen als eine nach psychoanalytischer Erfahrung nicht ungewöhnliche Umkehrung des wirklichen Sachverhaltes auszulegen. Die erste große Gefahr, die die Lebewesen, die ursprünglich alle Wasserbewohner waren, traf, war nicht das Überflutetwerden, sondern die Eintrocknungsgefahr. Das Emportauchen des Berges Ararat aus den Fluten wäre also nicht nur, wie in der Bibel erzählt wird,

die Rettung, sondern auch die ursprüngliche Katastrophe, die erst später im Sinne der Landbewohner umgedichtet worden sein mag. Dem Psychoanalytiker ist es natürlich nicht schwer, den Ararat, die Erde, in einer tieferen Schichte seiner Symbolik nur als Doublette der Arche Noahs und beide als symbolische Darstellungen des Mutterleibes zu erkennen, aus dem alle höheren Tiere ihren Ursprung nehmen; hier wäre nur noch hinzuzufügen, daß auch diese mythischen Stoffe einer Überdeutung in phylogenetischem Sinne bedürfen.[1]

Eine solche Überdeutung möchten wir aber nunmehr auch für jene Erklärungen fordern, die in den vorigen Kapiteln gegeben wurden, die die Vorgänge bei der Begattung als symbolische Handlungen auffaßten, in denen das Individuum die Lust der Mutterleibsexistenz, die Angst der Geburt und die neuerliche Lust des glücklichen Überstehens dieser Gefahr wiedererlebt. Indem sich das Individuum mit dem in die Vagina eindringenden Gliede und mit den in die Leibeshöhle des Weibes hineinschwärmenden Spermatozoen identifiziert, wiederholt es symbolisch auch die Todesgefahr, die seine Vorfahren in der Tierreihe bei der geologischen Katastrophe der Meereseintrocknung, durch Milieuumstände begünstigt, siegreich überwunden haben.

Zunächst beruht diese Annahme nur auf einer einfachen symbolischen Schlußfolgerung. Bedeutet der im Wasser schwimmende Fisch, wie in so vielen Fruchtbarkeitszaubern, das Kind im Mutterleibe und sind wir bei so vielen Träumen

1) Siehe auch die Rettung der Israeliten, die trockenen Fußes durch das Rote Meer schritten. Übrigens ist die Geburtsbedeutung der Wasserrettung im Mythus seit Ranks Untersuchung üder den „Mythus von der Geburt des Helden“ (1908) Gemeingut der Psychoanalyse.

gezwungen, das Kind als Penissymbol zu deuten, so wird uns einerseits die Penisbedeutung des Fisches selbstverständlicher, anderseits aber auch die Fischbedeutung des Penis, d. h. die Vorstellung, daß im Begattungsakt der Penis nicht nur die natale und antenatale Existenzart des Menschen agiert, sondern auch die Kämpfe jenes Urtieres unter den Vorfahren, das die große Eintrocknungskatastrophe mitmachte.

Zwei starke Argumente für diese zunächst gewiß gewagt erscheinende Hypothese liefert uns die Embryologie und die vergleichende Zoologie. Die eine besagt, daß Fruchtwasser enthaltende Schutzorgane (Amnien) für den Embryo nur bei landbewohnenden Tierarten gebildet werden; die andere, daß bei den Tierarten, deren Embryonen ohne Amnien heranwachsen (Anamnien), keine eigentliche Begattung stattfindet, sondern die Besamung seitens des Männchens und die Entwicklung des befruchteten Samens außerhalb des mütterlichen Leibes, meist frei im Wasser, erfolgt. Demgemäß sehen wir Ansätze zur Bildung eines Begattungsorganes zuerst nur bei den Amphibien, und erst bei den Reptilien erreichen sie ihre für das Säugetier charakteristische Erektilität. Der Besitz von Begattungsorganen, die Entwicklung im Mutterleibe und das Überstandenhaben der großen Eintrocknungsgefahr bilden so eine unzerreißbare biologische Einheit, die auch die letzte Ursache der symbolischen Identität des Mutterleibes mit der See und der Erde einerseits, des männlichen Gliedes mit dem Kinde und dem Fische anderseits sein muß.

Auf den naheliegenden darwinistischen Einwand, daß sich eben nur die Arten erhalten konnten, die sich an das

Landleben organisch anpassen konnten und daß die Ausbildung des embryonalen Schutzes der natürlichen Zuchtwahl, dem Überleben der tüchtigeren Varietät zuzuschreiben ist, können wir gleich hier erwidern, daß dem Psychoanalytiker die psychologischere Denkungsart Lamarcks, die Strebungen und Triebregungen auch in der Artentwicklung eine Rolle einräumt, genehmer ist, als die des großen englischen Naturbeobachters, der alles nur auf Variation, in letzter Linie also auf den Zufall zurückführen will. Auch gibt die darwinistische Auffassung keine Erklärung für die in der Natur überall nachweisbare Wiederkehr alter Formen und Funktionsweisen im neuen Entwicklungsprodukte, sie würde die Tatsache der Regression, ohne die einmal die Psychoanalyse nicht auskommen kann, wahrscheinlich negieren. Lassen wir uns also durch sie nicht beirren und halten wir bei der Annahme aus, daß in der Genitalität nebst der ontogenen auch phylogene Katastrophen zum Ausdruck, vielleicht gar zur nachträglichen Abreagierung gelangen.

VII.

MATERIAL
ZUM „THALASSALEN REGRESSIONSZUG"

Wir wollen uns die Sache denn doch nicht zu leicht machen und möchten in loser Aufeinanderfolge Argumente aufzählen, die, wie wir glauben, für die Idee vom „thalassalen Regressionszuge", dem Streben nach der in der Urzeit verlassenen See-Existenz sprechen, insbesondere aber jene, die das Fortwirken dieser Trieb- oder besser gesagt Zugkraft in der Genitalität wahrscheinlich machen.[1]

Gehen wir gleich vom Parallelismus aus, der zwischen der Art der Begattung und der Ausbildung der Genitalien einerseits — der Existenzform in der See, dann im Erden-, Luftmilieu andererseits besteht. „Bei den niederen Tieren" — so steht es im schönen Tierbuche von Hesse und Doflein — „bei denen Eier und Samen einfach ins Wasser entleert werden, wo sich dann die Befruchtung vollzieht, kennen wir keine besonderen Handlungen der Individuen, welche der Ausstoßung vorangehen." Je höher wir aber in der Entwicklungsstufe steigen, d. h. nach unserer Auffassung: auf je kompliziertere Schicksale die Artgeschichte zurück-

---

1) Das Wort „Trieb" will mehr den Anpassungsmoment, das Zweck mäßige in der Organbetätigung, der Ausdruck „Zug" mehr das Regressive hervorheben. Selbstverständlich bin ich aber mit Freud der Ansicht, daß auch das anscheinend nach „vorwärts" treibende im Grunde aus der Zugkraft der Vergangenheit seine Energie bezieht.

zuschauen hat, umso sorgfältigere Einrichtungen sind zur sicheren Unterbringung der Keimzellen in einem günstigen Milieu getroffen. Jedenfalls setzt aber die Entwicklung der äußeren Genitalien ganz plötzlich mit der Entwicklungskatastrophe bei den Amphibien ein. Allerdings haben letztere noch keine eigentlichen Begattungsorgane, diese beginnen erst beim Reptil (Eidechse, Schildkröte, Schlange, Krokodil), aber eine Art coitus per cloacam, ein Herandrängen oder Einführen der männlichen Kloake in die weibliche, kommt bereits bei den Fröschen vor. Entsprechend ihrem Doppelleben im Wasser und zu Lande, haben diese Tiere noch die Alternative der äußeren und inneren Besamung, d. h. der Befruchtung der Eier im freien Wasser oder im Mutterleibe. Auch kommt es hier zum ersten Male zur Ausbildung auffälliger äußerer Geschlechtsmerkmale, so beim männlichen Frosch jener Schwielenbildung an der vorderen Extremität, die ihn zur Umklammerung des Weibchens befähigt. Ein aus der Kloake hervorwachsendes Bohrwerkzeug, einen Penisfortsatz, der noch undurchbohrt ist, entdeckt man zuerst bei den Eidechsen, die ersten Spuren der Erektilität, wie schon erwähnt, beim Krokodil.

Doch schon beim männlichen Molch beginnt sich eine innige Beziehung zwischen Urethralausscheidung und Ejakulation auszubilden, die ihren höchsten Grad erst bei einem primitiven Säugetiere, dem Känguruh erreicht, bei dem endlich die Kloake in Darm und Harnröhre getrennt ist und der gemeinsame Abfuhrkanal für Sperma und Urin nach Menschenart den erektilen Penisfortsatz durchbohrt.

Diese Entwicklungsreihe zeigt uns eine gewisse Analogie mit den individuellen Entwicklungsphasen des erotischen

Realitätssinnes, wie wir sie eingangs zu beschreiben versuchten. Der anfänglich nur tappende Versuch des Tiermännchens, einen Teil seines Körpers sowie seine Geschlechsprodukte in den Mutterleib einzuführen, erinnert uns an die anfangs ungeschickten, dann immer energischeren Versuche des Kindes, die Wiederkehr in den Mutterleib mit Hilfe seiner erotischen Triebeinrichtungen zu erzwingen und das Geborensein wenigstens partiell und symbolisch wieder zu erleben bezw. rückgängig zu machen. Diese Ansicht entspricht auch der Auffassung Freuds, nach dessen Ausspruch wir in den sonderbaren Veranstaltungen der Begattung in der Tierwelt die biologischen Vorbilder für die infantilen Äußerungsformen der Sexualität wie auch für die Veranstaltungen der Perversen sehen können.

Hier aber müssen wir wieder unsere Phantasie spielen lassen, um eine, wenn auch nur vorläufige Antwort auf die noch ungelöste Frage zu bekommen, welche Motive die Amphibien und Reptilien bewogen haben können, sich einen Penis zuzulegen, (denn nach unserer lamarckistischen Auffassung gibt es keine Entwicklung ohne solches Motiv, keine Veränderung, die nicht Anpassung an eine äußere Störung wäre). Dieses Motiv kann sehr wohl die Strebung nach Wiederherstellung der verlorenen Lebensform in einem feuchten Milieu, das zugleich Nährstoffe enthält, d. h. die Wiederherstellung der See-Existenz im feuchten, nahrungsreichen Körperinneren der Mutter sein. Nach der bereits einigemale notwendig gewordenen „Umkehrung der Symbolik" erschiene so eigentlich die Mutter als ein Symbol oder partieller Ersatz des Meeres und nicht umgekehrt. Wie angedeutet, denken wir

uns ja, daß, gleichwie die Keimzellen höherer Tiere ohne Brutschutz, ja auch die schon zur Welt gebrachten Nachkommen ohne mütterlichen Schutz zu Grunde gingen, so wären alle Tierarten, wie so viele tatsächlich, bei der Eintrocknungskatastrophe untergegangen, hätten nicht zufällige günstige Umstände und die Regressionsbestrebung für ihre ekto- und endoparasitische Existenz, für ihre Erhaltung während der Anpassung an das Landleben gesorgt. Den höheren Wirbeltieren gelang es dann endlich in der Institution der inneren Befruchtung und des Heranwachsens im Mutterleibe diese parasitische Existenzart mit dem thalassalen Regressionszug aufs gelungenste zu verknüpfen.

Eine andere Analogie zwischen dem Fötus im Mutterleibe und den Wassertieren zeigt sich in der Art ihrer Sauerstoff- und Nahrungsversorgung. Die Leibesfrucht deckt ihren Sauerstoffbedarf, indem sie ihre Chorionzotten frei in den Bluträumen der placenta maternalis schwimmen läßt und den respiratorischen Gaswechsel auf osmotischem Wege bewerkstelligt. Nicht die stets funktionslosen Kiemenanlagen des Embryos selbst, sondern diese Chorionzotten möchten wir als Reproduktion der Kiemenatmungsorgane der Wassertiere ansehen, die ja ihr Oxygen gleichfalls auf osmotischem Wege aus einer Flüssigkeit, und nicht wie die Landtiere, aus der Luft beziehen. In der Plazenta besitzt also die Leibesfrucht ein parasitisches, die Kiemenatmung nachahmendes Saugorgan, das für die Sauerstoffversorgung (und die Ernährung) sorgt, bis die Organe den Embryo selbst zum Leben außerhalb des Mutterleibes, gleichsam als Landtiere, befähigen. Wollen wir mit der „coenogenetischen

Parallele" ernst machen, so müssen wir tierische Vorfahren in der Übergangszeit zwischen See- und Landleben postulieren, bei denen für die Kiemenatmung solange vorgesorgt war, bis sich bei ihnen funktionstüchtige Lungen entwickelten. Solche Tiere sind nun, wie uns Haeckel ausführlich erzählt, bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben, „Zwischen den echten Fischen und den Amphibien mitten innen", so steht es bei ihm geschrieben, „steht die merkwürdige Klasse der Lurchfische oder Molchfische (Dipneusta, Protopteri). Davon leben heute nur noch wenige Repräsentanten, nämlich der amerikanische Molchfisch (Lepidosiren paradoxa) im Gebiete des Amazonenstromes, und der afrikanische Molchfisch (Protopterus annectens) in verschiedenen Gegenden Afrikas. Während der trockenen Jahreszeit im Sommer vergraben sich diese seltsamen Tiere in dem eintrocknenden Schlamm in ein Nest von Blättern und atmen dann Luft durch Lungen, wie die Amphibien. Während der nassen Jahreszeit im Winter leben sie in Flüssen und Sümpfen und atmen Wasser durch Kiemen, gleich den Fischen." Wir erfahren dann von Haeckel, daß es ein Gegenstand ewigen Streites zwischen den Zoologen ist, ob die Lurchfische eigentlich Fische oder Amphibien seien. Er selbst vertritt die Ansicht, daß sie eine besondere Wirbeltierklasse bilden, welche den Übergang beider vermittelt.

Der weitere Fortschritt in der Anpassung ans Landleben der Amphibien ist allgemein bekannt. Die Frösche haben eine kiemenatmende Jugendform, in der sie noch als Kaulquappen fischartig im Wasser herumschwimmen, während das ausgewachsene Tier luftatmender Landbewohner ist.

Wir brauchen nur anzunehmen, daß bei den höheren Wirbeltieren (Reptilien, Vögeln, Säugern) die plazentale Kiemenatmung auf die Embryonalzeit beschränkt ist, so haben wir eine fortlaufende Entwicklungsreihe vom Fisch über das Amphibium bis zum Menschen, in der die Strebung nach der See-Existenz niemals voll aufgegeben wird, wenn sie auch bei den letzteren auf die Entwicklungszeit im Mutterleibe reduziert ist. Wir müßten nur noch hinzufügen, daß dieser thalassale Regressionszug auch nach dem Geborenwerden nicht rastet und in den Äußerungen der Erotik (insbesondere der Begattung), sowie, wie wir ergänzend bemerken und noch des weiteren ausführen wollen, in den Schlafzuständen sich kundgibt.

Wir können es nun keinesfalls für eine zufällige Variation erklären, daß ein fruchtwasserhältiger Amnionsack als Schutzorgan des zarten Embryos gerade bei jenen Tierklassen zur Ausbildung gelangt, bei denen zu keiner Zeit des extrauterinen Lebens mit Kiemen geatmet wird (Reptilien, Vögel, Säugetiere). Dem psychoanalytischen Sinn für die Determiniertheit und Motiviertheit aller biologischen und seelischen Vorgänge entspricht vielmehr die Annahme, daß das Fruchtwasser ein in den Leib der Mutter gleichsam „introjiziertes“ Meer darstellt, in dem, wie der Embryologe R. Hertwig sagt, „der zarte, leichtverletzliche Embryo wie der Fisch im Wasser schwimmt und Bewegungen ausführt.“[1]

1) Wir erinnern auch daran, daß sich die Emotion bei der Begattung in so auffälligen Veränderungen der Atmung Abfuhr verschafft, was wir mit der Dyspnoe bei der Geburt in Zusammenhang brachten, was wir aber nunmehr auch auf den archaischen Kampf um das Oxygen beziehen möchten.

Anschließend an diese Gedanken will ich noch auf einige merkwürdige Tatsachen hinweisen und es dem Urteil des Lesers überlassen, ob wir sie als unbedeutende Sonderbarkeiten ansehen, oder zu den Argumenten unserer Anschauungsweise zählen dürfen. Von der Entwicklung des Hühnchenembryos, speziell seines Amnionsackes, berichtend, sagt R. Hertwig folgendes: „Am Anfang seiner Entwicklung ist der Amnionsack klein, vergrößert sich aber allmählich, indem er mit dem Wachstum des Embryos Schritt hält und eine große Menge Flüssigkeit einschließt. Gleichzeitig wird seine Wandung kontraktil. In seinem Hautfaserblatt bilden sich einzelne Zellen zu kontraktilen Fasern um, die beim Hühnchen vom fünften Tage der Bebrütung an rhythmische Bewegungen veranlassen. Man kann die Bewegungen bei unverletzter Eischale beobachten, wenn man die Eier gegen eine helle Lichtquelle hält und sich dabei des von Preyer konstruierten Ooskops bedient. Es läßt sich dabei konstatieren, daß das Amnion in der Minute etwa 10 Zusammenziehungen ausführt, welche von einem Pole beginnend, zum entgegengesetzten Ende nach der Art fortschreiten, wie sich ein Wurmkörper zusammenzieht. Dadurch wird die Amnionflüssigkeit in Bewegung gesetzt und der Embryo in regelmäßiger Weise von einem Ende zum anderen geschaukelt und gewiegt.“ Zu bemerken ist, daß diese Bewegungen bis zum achten Tage der Bebrütung zu-, dann abnehmen, gleichwie die Fruchtwassermenge bei allen Amnioten nach anfänglicher rapider Zunahme allmählich abnimmt.

Es würde mich wundern, wenn diese Einrichtung des rhythmischen Wiegens nicht schon von einem oder dem

anderen Naturforscher poetisch mit dem Wogen des Meeres verglichen worden wäre, am Ende ist aber das mehr als ein Gleichnis![1]

Selbst wenn wir uns der Gefahr aussetzen, diese kleine Schrift mit Hypothesen zu überladen, können wir die Anschauung nicht unterdrücken, die wir uns als phylogenetische Parallele zur Entwicklung der männlichen Geschlechtscharaktere und Geschlechtsorgane in ihrem gegenseitigen Verhältnis zurechtmachten. Wir sprachen im ontogenetischen Teile von einer ursprünglich gleichsinnigen Strebung des Männchens wie des Weibchens, in den Leib des Partners einzudringen, also von einem Kampf der Geschlechter, der

1) Nur nebstbei beziehe ich mich auch auf die Merkwürdigkeit, daß das Genitalsekret der Weibchen bei höheren Säugetieren und beim Menschen, das, wie wir sagten, seine erotisch reizende Wirkung auf infantile Reminiszenzen zurückführen dürfte, nach der Beschreibung aller Physiologien einen ausgesprochenen Fischgeruch (Geruch des Heringslacke) hat; dieser Geruch der Vagina rührt von demselben Stoffe (Trimethylamin) her, der sich auch bei der Fischverwesung bildet.

Auch jene könnten schließlich recht behalten, die da behaupten, daß die 28tägige Periodizität der weiblichen Menses auf den Einfluß des Mondwechsels (also in direkterer Weise wohl auf den Einfluß der Ebbe und Flut auf die seebewohnenden Vorfahren) zurückzuführen ist.

Ich möchte es nicht versäumen, hier auch auf das merkwürdige Verhalten jener Säugetiere bei der Begattung hinzuweisen, die nach der Landanpassung wieder Wassertiere wurden (Wale, Robben, Seehunde). Von diesen wird berichtet, daß sie zur Begattung ans Land gehen, d. h. von einem „geotropen“ Regressionszug beherrscht sind, der sie zwingt, die von ihnen zuletzt überwundene Situation für ihre Nachkommen wiederherzustellen. Bekannt ist übrigens auch das Verhalten gewisser Seefische, die zur Laichzeit unter ungeheueren Schwierigkeiten über große Felstreppen jene Gebirgsflüsse hinaufschwimmen, aus denen sie eigentlich herstammen. (Vgl. dazu auch die Treppe als Koitus-Symbol.)

mit dem Siege des Männchens und mit der Schaffung von Trosteinrichtungen für das Weibchen endigte.

Nun gilt es nachzutragen, daß dieser Kampf wahrscheinlich auch ein artentwicklungsgeschichtliches Vorbild hatte. Wir hörten, daß schon bei den Amphibien, die noch sehr rudimentäre Begattungsorgane haben, das Männchen bereits eigene Umklammerungsorgane besitzt. In immer steigender Mannigfaltigkeit entwickeln sich bei den höheren Wirbeltieren jene Faszinierungs- und Bemächtigungswerkzeuge des Männchens, mit deren Hilfe es sich das Weibchen gefügig macht. Wenn man insbesondere die fortschreitende Entwicklung des männlichen Bohrwerkzeuges bei den höheren Tierklassen in Betracht zieht (während, wie gesagt, solche Organe bei den wasserbewohnenden Vorfahren nur ganz ausnahmsweise vorhanden sind), so darf man vermuten, daß nach der Eintrocknungsgefahr, wo zum ersten Male die Nötigung entstand, für die verlorene See-Existenz einen Ersatz zu suchen, auch zum ersten Male der Drang sich äußerte, in einen fremden Tierleib einzudringen, d. h. sich mit ihm zu begatten. Ursprünglich mag es ein Kampf aller gegen alle gewesen sein, schließlich aber gelang es dem stärkeren (und wie noch auszuführen ist, zu dieser Rolle von vornherein disponierten) Männchen, in die Kloake des Gegners einzudringen, am Ende gar sich eine eigene Begattungsröhre zu bohren, eine Situation, in die sich das Weibchen dann auch in ihrer Organisation fügte.

Diese besondere Verstärkung des Geschlechtsdimorphismus der Tiere gerade bei den Landtieren, also nach der Eintrocknungskatastrophe besagt aber vielleicht, daß der Kampf bei den ersten Begattungsversuchen eigentlich ein

Kampf um Wasser, um Feuchtigkeit war, und daß im sadistischen Anteile des Koitusaktes diese Kampfperiode, wenn auch nur symbolisch und spielerisch, auch bei den entfernten Nachkommen jener Urtiere, den Menschen, zur Wiederholung gelangt.

Die gefahrdrohenden, fürchterlichen Eigenschaften des väterlichen Phallus, der ja ursprünglich nur das Kind im Mutterleibe darstellt, könnten aus dieser Kampfperiode stammen.[1]

1) Das Erzwingen des coitus per cloacam durch das Männchen wäre so die Ur-Ursache dessen, daß die ursprünglich gleichfalls phallische Erotik des Weibchens von einer kloakalen Höhlenerotik (Jekels, Federn) abgelöst wurde, wobei die Penisrolle auf Kot und Kind überging. Die Behinderung der Exkretion beim Verstopftsein der Kloake durch den Penis und deren Freiwerden nach der Beendigung des Koitus, also eine Art „Analnot" und ihr plötzliches Aufhören mögen Lustempfindungen hervorgerufen haben, in denen das Weibchen Trost und Ersatz finden konnte.

VIII

BEGATTUNG UND BEFRUCHTUNG

Wenn nach unserer Hypothese der Begattungsakt nichts anderes ist, als Befreiung des Individuums von lästiger Spannung unter gleichzeitiger Befriedigung des Triebes nach Regression in den Mutterleib und in das Meer, das Vorbild aller Mütterlichkeit, so ist zunächst nicht einzusehen, warum und auf welche Art diese Befriedigungstendenz, die anscheinend von der Tendenz zur Arterhaltung und Befruchtung ganz unabhängig ist, mit letzteren zu einer Einheit verschmilzt und in der Genitalität der höheren Tiere gleichzeitig zur Äußerung gelangt. Das Einzige, was wir bisher als Erklärung dieses Tatbestandes anführen konnten, war die Identifizierung des ganzen Individuums mit dem Genitalsekret. Demnach wäre der sorgfältige Schutz, den die Individuen ihrem Genitalsekret angedeihen lassen, nicht merkwürdiger als ähnliche Schutzmaßnahmen, die so viele Tiere auch auf ihre sonstigen Exkrete verwenden. Diese Exkrete bilden nach der Empfindung der Individuen Bestandteile ihres eigenen Selbst und ihre Ausstoßung geht mit einem Gefühle des Verlustes einher, wobei das Bedauern über den Verlust fester Stoffe (Kot) stärker zu sein scheint, als der nach der Ausscheidung von Exkreten dünnerer Konsistenz.

Diese Erklärung erscheint einem aber von vornherein recht ärmlich und unbefriedigend, besonders wenn man bedenkt, daß mit dem Genitalakte nicht nur die Unterbringung der Genitalsekrete an einem gesicherten Ort, sondern auch der Befruchtungsprozeß, die Vereinigung der geschlechtsdifferenten Keimzellen zu einer Einheit und der Beginn der Embryonalentwicklung zeitlich und räumlich vereinigt ist. Wir müssen zugeben, daß uns der Befruchtungsakt Rätsel ganz anderer Art aufgibt, als die, um deren Lösung wir uns beim Begattungsakte bemühten. Ist doch die Befruchtung ein viel archaischerer Vorgang als die temporäre Vereinigung des Männchens und Weibchens im Geschlechtsakt. Wir sahen ja, daß die Entwicklung der Genitalität und ihrer Exekutivorgane erst bei den Amphibien beginnt, die Fortpflanzung durch Befruchtung aber schon bei den niedersten einzelligen Wesen, bei den Amoeben. Dies mahnt uns daran, den bisher verfolgten Gedanken einmal umzukehren, und zu untersuchen, ob nicht doch die Zoologen im Rechte sind, die behaupten, daß der ganze Begattungsakt ein gleichsam nur von den Geschlechtszellen induzierter Zwang ist, der die Individuen dazu drängt, die Keimzellen in möglichst gesicherter Lage aneinander zu bringen. Die vielfachen Vorsichtsmaßregeln, die im Tierreiche auch vor der Entwicklung der Begattungsfunktion zu diesem Zwecke getroffen werden, sprechen entschieden für diese Annahme und es fragt sich, ob diese nicht danach angetan ist, unsere ganze Hypothese von der Mutterleibs- und Meeresregression über den Haufen zu werfen.

Die einzige Rettung aus dieser Schwierigkeit zeigt uns die konsequente Fortführung des Gedankens vom coenogeneti-

schen Parallelismus. Wenn die Lebensumstände der Lebewesen im Laufe der Ontogenese wirklich die Reproduktion uralter Existenzformen sind, wie wir dies für die Existenz des Embryos im Fruchtwasser der Mutter annahmen, so muß auch dem Befruchtungsvorgang, ja auch der Keimzellenentwicklung (der Spermato- und Oogenese) etwas in der Phylogenese entsprechen. Dieses Etwas könnte nichts anderes sein als die einzellige Existenz in der Urzeit und ihre Störung durch eine urzeitliche Katastrophe, die diese einzelligen Wesen zur Verschmelzung zu einer Einheit zwang. Dies ist auch die Hypothese, die uns Freud in seiner Arbeit „Jenseits des Lustprinzips" in Anlehnung an die poetische Phantasie in Platos Symposion gegeben hat. Eine große Katastrophe, heißt es bei ihm, zerriß die Materie in zwei Hälften und hinterließ in ihr die Bestrebung nach Wiedervereinigung, womit erst das organische Leben begonnen hätte. Es wäre nur eine nicht sehr wesentliche Modifikation, wenn wir auch an die Möglichkeit dächten, daß auch in der Zeitfolge der Keimzellenentwicklung und der Befruchtung ein urgeschichtliches Nacheinander sich wiederholt, daß also die Lebewesen sich zunächst isoliert aus der unorganischen Materie entwickelt hätten und erst durch eine neue Katastrophe zur Vereinigung gezwungen worden seien. Es gibt auch unter den Einzelligen Übergangswesen, die, wie die Amphibien zwischen den Wasser- und Landbewohnern, eine Stelle zwischen den konjugierenden und nichtkonjugierenden Lebewesen einnehmen. So lesen wir in der Naturgeschichte, daß bei gewissen dieser primitiven Wesen unter ungünstigen Lebensbedingungen, z. B. bei Eintrocknungsgefahr, eine

Konjugations-Epidemie auftritt und die Tierchen anfangen, sich geschlechtlich zu vereinigen.[1] Nun sagt uns aber schon der phantasievolle Bölsche, daß eine solche Vereinigung eigentlich nichts anderes ist, als eine verfeinerte Form des gegenseitigen Auffressens. Am Ende kam also die erste Zellenkonjugation ganz ähnlich zustande, wie wir uns die erste Begattung vorstellten. Bei den ersten Begattungsversuchen der Fische nach der Eintrocknung handelte es sich um einen Versuch, die verlorene feuchte Nahrungsstätte des Meeres in einem tierischen Leibe wiederzufinden. Eine ähnliche aber noch archaischere Katastrophe mochte aber auch die einzelligen Lebewesen gezwungen haben, sich gegenseitig aufzufressen, wobei es keinem der Kämpfenden gelang, den Gegner zu vernichten. So mag dann eine kompromissuelle Vereinigung, eine Art Symbiose zustande gekommen sein, die nach einer gewissen Dauer des Zusammenlebens immer wieder zur Urform regredierte, indem aus der befruchteten Zelle wieder „Urzellen", (die ersten Keimzellen) ausgeschieden wurden. Damit wäre das ewige Wechselspiel der Keimzellenvereinigung (Befruchtung) und Keimzellenausscheidung (Spermato- und Oogenese) in Gang gesetzt. — Der einzige Unterschied zwischen dieser und der von Freud bevorzugten Möglichkeit ist der, daß unsere die Entstehung des Lebens aus dem Unorganischen und die Entstehung des Befruchtungsprozesses zeitlich auseinander hält, während sie nach Freud gleichzeitig infolge derselben Urkatastrophe entstanden sein konnten.

1) Wir wissen, daß solche Konjugationsepidemien gelegentlich auch bei Überfülle der Nahrung etc. auftreten.

Ist aber so auch der Befruchtungsprozeß nichts anderes, als die Wiederholung einer ähnlichen Urkatastrophe, wie jene, die wir für die Entstehung der Begattungsfunktion im Tierreiche verantwortlich machten, so brauchen wir vielleicht unsere Genitaltheorie doch nicht aufzugeben und können es versuchen, sie mit den unleugbaren Tatsachen der „praegenitalen" Biologie in Einklang zu bringen. Es genügt dazu, anzunehmen, daß im Begattungsakte und im gleichzeitigen Befruchtungsakte nicht nur die individuelle (Geburts-), und die letzte Art-Katastrophe (Eintrocknung), sondern auch alle früheren Katastrophen seit Entstehung des Lebens zu einer Einheit verschmolzen sind, so daß im Gefühl des Orgasmus nicht nur die Ruhe im Mutterleibe, die ruhige Existenz in einem freundlicheren Milieu, sondern auch die Ruhe vor der Entstehung des Lebens, d. h. auch die Todesruhe der anorganischen Existenz dargestellt ist. Die Erledigungsart der früheren Katastrophe, die Befruchtung, kann ja als Vorbild gedient und dazu beigetragen haben, daß sich die zunächst unabhängigen Triebe der Befruchtung und der Begattung in Eins verschmolzen haben. Dieses vorbildliche Einwirken der Befruchtung auf die Reaktionsweise des Individuums auf aktuelle Störungen schließt aber die Annahme nicht aus, daß vom Standpunkte des Individuums die Spannungsreste sowohl der aktuellen, als auch der ontogenen und der phylogenen Katastrophen nur lästige Unlustprodukte sind, und als solche nach den Gesetzen der Autotomie zur Ausscheidung gelangen.[1]

1) Ohne auf die hier versuchte genetische Verknüpfung näher einzugehen, gibt Freud in seiner letzten Arbeit „Das Ich und das Es"

Das Mystische an dem Zusammentreffen der Begattungs- und Zeugungsfunktion in einem Akte schwindet also, wenn wir das Entstehen der Begattungsfunktion bei den Amphibien als Regression auf dieselbe Erledigungsart (Vereinigung mit einem anderen Lebewesen) auffassen, die sich bei einer früheren Katastrophe als nützlich erwiesen hatte. Bei der überall im Psychischen, aber offenbar auch im Organischen herrschenden Unifizierungstendenz, der Tendenz zur Vereinigung gleichsinniger Prozesse zu einem Akt, ist es aber auch nicht zu verwundern, daß es (nach einigen ungeschickten Versuchen bei den niederen Wirbeltieren) endlich zur Vereinigung der Ausscheidung der aktuellen Störungsstoffe (Urin, Kot), der am Genitale angesammelten erotischen Spannung, und auch des säkularen Unlustmaterials kommt, das wir uns im Keimplasma aufgespeichert denken.

Allerdings wird dieser letztere Stoff viel sorgfältiger behandelt als irgendein anderes Ausscheidungsprodukt. Es ist aber auch möglich, daß ein großer Teil der Brutschutzeinrichtungen nicht einfach Vorsorgen seitens des mütterlichen Organismus sind, sondern, wenigstens zum Teile vielleicht Produkte der eigenen Vitalität der Keimzellen selbst, gleichwie gewisse in den Tierkörper gelangende Parasiten die zunächst gewiß nur abwehrenden Reaktionen im Körper des Wirtes (entzündliche Demarkation mit

(1923) demselben Gedanken folgende Fassung: „Die Abstoßung der Sexualstoffe im Sexualakt entspricht gewissermaßen der Trennung von Soma und Keimplasma, daher die Ähnlichkeit des Zustandes nach der vollen Sexualbefriedigung mit dem Sterben, bei niederen Tieren das Zusammenfallen des Todes mit dem Zeugungsakt."

Flüssigkeitsausscheidung) dazu benützen können, sich eine geschützte Wohnstätte, gewöhnlich eine mit Flüssigkeit gefüllte Blase, zu bauen. — Anderseits brauchen wir auch die andere Möglichkeit nicht zu leugnen, die nämlich, daß das Individuum diese Stoffe wirklich mit mehr Sorgfalt als andere behandelt, nur muß diese Sorgfalt nicht unbedingt ausschließlich eine Sorgfalt aus Liebe sein. Wenn unsere Vermutungen richtig sind, so sind im Keimplasma die gefährlichsten Triebenergien in höchster Konzentration enthalten, die, solange sie im Organismus selbst enthalten sind, gewiß mit Hilfe eigener Einrichtungen vom übrigen Organismus, vom Soma getrennt, gleichsam abgekapselt sind, damit sich ihre gefährlichen Kräfte nicht gegen den eigenen Körper wenden können. Die Sorgfalt also, mit der sie geschützt sind, ist vielleicht mehr eine Sorgfalt aus Angst. Und gleichwie es nicht verwunderlich wäre, wenn jemand einen gefährlichen Explosivstoff, den er vorsichtig in der Tasche getragen hat, auch dann noch vorsichtig behandelt, wenn er ihn irgend anderswo weglegt, ebenso könnte die Angst vor den Störungen des Keimplasmas dazu beitragen, die Keimstoffe auch nach ihrer Entfernung aus dem Körper sorgfältig zu schützen. Natürlich braucht darum die bisher einzig berücksichtigte Erklärung des Brutschutzes mit der Liebe, d. h. mit der Identifizierung, nicht fallen gelassen werden und wir haben sie auch bereits entsprechend gewürdigt. Jede Trennung, welchen Stoffes immer, vom Körperganzen, ist immer auch ein Schmerz und wie wir das an dem Ejakulationsakte exemplifizierten, muß die Unlust-Spannung hohe Grade erreichen, bis der Organismus sich dazu entschließt, sich eines Stoffes zu begeben.

Stellt man sich einmal die Art vor, wie sich Männchen und Weibchen begatten und wie gleichzeitig (oder nach geringem Zeitintervall, worauf es nicht ankommt) der Spermafaden das Ei befruchtet, so bekommt man in der Tat den Eindruck, als ahmten die Somata der Gatten die Tätigkeit der Keimzellen bis auf kleine Einzelheiten nach. Das Spermatozoon dringt in die Mikropyle des Eichens ein, wie der Penis in die Vagina; man wäre versucht (wenigstens im Momente der Begattung) den Körper des Männchens einfach ein Megasperma, den des Weibchens ein Megaloon zu nennen.[1] Anderseits lernt man auch die doch so abfällig beurteilte Auffassung der „Animalculisten" verstehen, die Sperma und Ovulum als eigene Lebewesen, kleine Tierchen betrachteten. Auch wir glauben, daß sie es in einem gewissen Sinne sind: sie sind Revenants der ersten Urzellen, die sich begatteten.

Es hat also den Anschein, daß das Soma, das zunächst nur die Aufgabe hatte, das Keimplasma zu schützen, nachdem es diese erste Aufgabe gelöst hat und damit den Forderungen des Realitätsprinzips entsprach, es sich schließlich nicht nehmen ließ, die Vereinigung der Keimzellen mitzugenießen und Begattungsorgane entwickelte. Wir werden ja im biologischen Appendix zu dieser Arbeit darauf hinweisen müssen, daß auch sonst jede Entwicklung diesen Weg geht: zunächst Anpassung an eine aktuelle Aufgabe, später möglichste Wiederherstellung der notgedrungen verlassenen Ausgangssituation.

---

1) Das Platzen des Graaf'schen Follikels wäre dem Geburtsakte zu vergleichen, sozusagen das keimplasmatische Vorbild des Geborenwerdens. Es ist übrigens bekannt, daß zwischen Corpus luteum und Gebärmutter zeitlebens innige (hormonale?) Beziehungen nachweisbar sind.

Man muß sich also vielleicht mit der Idee befreunden, daß, gleichwie die unerledigten Störungsmomente des individuellen Lebens im Genitale gesammelt und dort abgeführt werden, sich die mnemischen Spuren aller phylogenen Entwicklungskatastrophen im Keimplasma ansammeln. Von dort aus wirken sie in demselben Sinne wie nach Freud die unerledigten Störungsreize der traumatischen Neurosen: sie zwingen zur fortwährenden Wiederholung der peinlichen Situation, allerdings vorsichtigerweise in qualitativ wie quantitativ außerordentlich gemilderter Form, und erreichen bei jeder einzelnen Wiederholung die Lösung eines kleinen Teilchens der großen Unlustspannung. Was wir Vererbung nennen, ist also vielleicht nur das Hinausschieben des größten Teiles der traumatischen Unlusterledigungen auf die Nachkommenschaft, das Keimplasma aber, als Erbmasse, ist die Summe der von den Ahnen überlieferten und von den Individuen weitergeschobenen traumatischen Eindrücke; das wäre also die Bedeutung der von den Biologen angenommenen „Engramme". Halten wir uns an die von Freud präzisierte Ansicht von der Tendenz zur Reizlosigkeit und schließlich zur anorganischen Ruhe, die alle Lebewesen beherrscht (Todestrieb), so können wir hinzufügen, daß im Laufe der unausgesetzten Abgabe der traumatischen Störungsreizstoffe von einer Generation an die andere der Störungsreiz selbst in jedem Individualleben, eben durch das Erleben selbst, abreagiert wird, um, wenn keine neuen Störungen oder gar Katastrophen hinzukommen, allmählich ganz abgebaut zu werden, was mit dem Aussterben der betreffenden Gattung gleichbedeutend wäre.[1]

1) Diesen Gedankengang erzählte ich einmal (1919) dem ob seiner geschlechtsumstimmenden Tierexperimente bekannten Prof. Steinach

Die Unlustnatur der bei der Befruchtung sich entladenden Spannung wäre, wie gesagt, die letzte Ursache der Vereinigung des Genitales mit den Ausscheidungsorganen; wir wiesen auch bereits darauf hin, daß die so allgemein verbreitete Tendenz zur Kastration, wie sie sich bei Psychosen mit großer Vehemenz äußert, in letzter Linie durch die Unerträglichkeit dieser Unlust verursacht ist. Als phylogenetischer Beitrag zu dieser Auffassung könnte uns vielleicht das Auftreten des Descensus testiculorum und des Descensus ovarii bei den höheren Säugetieren dienen. Die Keimdrüsen befinden sich bei niederen Tieren zeitlebens, bei höheren bis zum Ende der Fötalzeit tief im retroperitonalen Gewebe versteckt und senken sich, bei Letzteren erst später, das Bauchfell vor sich herstülpend, in die Beckenhöhle, die Hoden sogar unter die Haut des Hodensackes nach außen. Es gibt Tierarten (die Talpiden), bei denen dieser Abstieg nur zur Brunstzeit erfolgt und dann rückgängig gemacht wird; es soll auch Tiere geben, deren Keimdrüsen nur beim Begattungsakt selbst descendieren. Nebst der Tendenz zur räumlichen Annäherung an die

in Wien und übergab ihm ein kurzes Memorandum, in dem ich die Gründe anführte, die die Experimentatoren berechtigen würde, Verjüngungsversuche anzustellen. Ich führte darin aus, daß wenn, wie ich meine, die Verödung des Keimplasmas das Sterben des Soma beschleunigt, die Einpflanzung frischen Gonadenmateriales die Lebensgeister des Soma zu neuer Arbeit anfachen, d. h. das Leben verlängern müßte. Prof. Steinach teilte mir dann mit, daß er die Idee der Verjüngung mittels Hoden- und Eierstockgewebes bereits realisierte und zeigte mir auch die Photographien verjüngter Ratten. Aus den bald darauf erschienenen Veröffentlichungen Steinachs wurde aber klar, daß er nicht die Keimzellen selbst, sondern das interzelluläre Gewebe als die zum Leben reizende Substanz ansieht.

Ausscheidungsorgane, könnte sich im Descensus auch die Neigung ausdrücken, sich der Keimdrüsen en bloc zu entledigen, um sich aber schließlich mit der Ausscheidung der Drüsensekrete zu begnügen, gleichwie wir bei der Analyse des Koitusaktes die Erektion als Andeutung einer Tendenz zum totalen Abstoßen des Genitales deuteten, die sich am Ende auf die Ausstoßung des Ejakulates beschränkt.

Da wir die die Befruchtungsvorgänge anregenden Motive nur nach Analogie der entsprechenden Motive der Begattung erraten wollten, die für uns auch psychologisch zugänglich sind, können wir kaum etwas darüber aussagen, ob auch hier nebst den Unlustmomenten, die zur Befruchtung drängen, auch „lustvolle" Wiederholungstendenzen solcher Natur mitwirken, wie wir sie als erotische Triebe, als Triebe, die Spannung anhäufen, um ihre Lösung zu genießen, von den übrigen Trieben gesondert haben. Wir haben aber gar keinen Grund, diese Möglichkeit außer Acht zu lassen. Haben wir uns einmal getraut, anzunehmen, daß im physiologischen Prozesse der Begattung rein traumatischer Zwang und erotischer Drang sich kompromissuellen Ausdruck verschaffen, und scheuten wir uns nicht, dem Keimplasma und deren zelligen Elementen die Tendenz zur Verschmelzung (aus Unlustmotiven) zuzuschreiben, so dürfen wir uns getrost vorstellen, daß bei dieser Vereinigung in ähnlicher Weise auch Lusterwerbsmotive mitwirken können, wie beim Prozesse der Begattung, die nach der hier dargelegten Anschauung nicht nur unerledigte traumatische Erschütterungen auszugleichen hilft, sondern auch Feste der Errettung aus großer Not feiert.

Wir sprachen von einer gegenseitigen Beeinflussung zwischen Soma und Keimplasma, sprachen aber noch nichts davon, wie wir uns etwa die Beeinflussung des Keimplasmas durch das Soma denken. Niemand wird wohl von uns erwarten, die vielumstrittenen Fragen der Vererbung erworbener Eigenschaften hier aufzurollen. Was die Psychoanalyse darüber sagen kann, hat Freud in seiner biologischen Synthese bereits mitgeteilt. Zu den Argumenten, die er gegen die Weismannsche Behauptung von der Unbeeinflußbarkeit der Nachkommen durch die Erlebnisse der Vorfahren anführt, könnten wir höchstens noch die gerade in Freuds Sexualtheorie hervorgehobene psychoanalytische Erfahrung anführen, wonach nichts im Organismus vorgeht, was nicht auch die Sexualität in Miterregung brächte. Wenn nun diese sexuelle Erregung immer auch auf das Keimplasma einwirkte und wenn wir dieses Keimplasma für geeignet hielten, solche Spuren zu registrieren, so könnten wir uns ein Bild davon formen, wie etwa solche Beeinflussung entstehen kann und konnte. Zum Unterschied von der „pangenetischen" Entstehung der Keimsubstanz, die uns Darwin lehrte, meinen wir allerdings, daß die Keimzellen nicht einfach als die Abbilder des Somas aus dessen Abspaltungen sich zusammensetzen, sondern ihren Stammbaum auf viel ältere Zeiten zurückführen, als das Soma selbst. Allerdings werden sie aber dann, und zwar wirklich pangenetisch, oder um das neugeprägte Wort anzuwenden: amphimiktisch, auch von den späteren Schicksalen des Somas entscheidend beeinflußt, wie denn umgekehrt auch das Soma nicht nur von den Reizen der Außenwelt und den eigenen Antrieben, sondern auch von den Ten-

denzen des Keimplasmas Triebreize zu bekommen scheint. Erinnern wir uns, daß wir uns all diese verschlungenen Vorstellungen über das Verhältnis von Soma und Keimplasma nur darum bilden mußten, um die Analogie (und Homologie) zwischen den Befruchtungs- und den Begattungsorganen und -Vorgängen verständlicher zu machen. Vielleicht ist es uns bis zu einem gewissen Grade auch gelungen.

Zur Erleichterung der Übersicht über das Gesagte möchten wir zum Schluß die von uns befürwortete „coenogenetische Parallele" in einer synoptischen Tabelle zusammenfassen:

	Phylogenese	*Ontogenese*
I. Katastrophe	Entstehung organischen Lebens	Reifung der Geschlechtszellen
II. Katastrophe	Entstehung individueller einzelliger Wesen	„Geburt" d. reifen Keimzellen aus d. Keimdrüse
III. Katastrophe	Beginn der geschlechtlichen Fortpflanzung	Befruchtung
	Artentwicklung im Meere	Embryonalentwicklung im Mutterleibe
IV. Katastrophe	See-Eintrocknung, Anpassung ans Landleben	Geburt
	Entwicklung v. Tierarten mit Begattungsorganen	Entwicklung des Primats der Genitalzone
V. Katastrophe	Eiszeiten, Menschwerdung	Latenzzeit

Zwei Rubriken dieses Schemas bedürfen einer Erläuterung. Indem wir die Entstehung organischen Lebens von dem individueller einzelliger Wesen auseinander halten, postulieren wir eigentlich eine Verdoppelung der von Freud bei der Belebung der Materie vorausgesetzten

kosmischen Katastrophe. Die erste hätte nur die Entstehung organischer, d. h. nach einem gewissen Organisationsplane konstruierter Materie, die zweite die Loslösung isolierter, mit Autonomie und Autarkie begabter Individuen aus dieser Materie zur Folge gehabt. Wie schon der Doppelsinn des Wortes „Materie" besagt, die ja wörtlich Muttersubstanz heißt, möchten wir den zweiten Prozeß als die allererste Geburt, das Vorbild aller späteren Geburten ansehen. In diesem Sinne müßten wir also doch zur Annahme Freuds zurückkehren, wonach das Entstehen des Lebens (zumindest des Individuellen) in einer Zerreißung des Stoffes bestand. Am Ende war dies ein erstes Beispiel für die Autotomie: äußere Veränderungen mögen den Stoffelementen das Zusammengesetztsein zu einem großen Komplex unerträglich gemacht und die Umgruppierung zu kleineren Einheiten veranlaßt haben. Analoge Kräfte können ja auch beim Entstehen des ersten Kristallindividuums aus einem kristallinischen Stoffe, beziehungsweise aus der „Mutterlauge" und zwar wieder durch „Eintrocknung" am Werke gewesen sein.[1]

Die andere Rubrik, die einer Erläuterung bedarf, ist die Einstellung der Eiszeiten als letzter Katastrophe, die die menschlichen Vorfahren getroffen hat. In der Studie über die Entwicklungsstufen des Wirklichkeitssinnes (1910) versuchte ich die Kulturentwicklung als Reaktion auf diese Katastrophe hinzustellen. Nun müssen wir dem hinzufügen, daß durch die Eiszeiten auch die bereits erreichte genitale Entwicklungsstufe des erotischen Wirklichkeitssinnes eine

1) Die naiv animistische Denkart dieser Auffassung soll im Späteren noch gerechtfertigt werden.

nachträgliche Einschränkung erfuhr und die als solche unverwendeten Genitaltriebe zur Verstärkung „höherer" intellektueller, moralischer Leistungen verwendet wurden.

Wir hatten schon einigemale Gelegenheit, die Genitalbildung selbst, wie auch die durch sie ermöglichte Entlastung des übrigen Organismus von Sexualtrieben als einen wesentlichen Fortschritt in der Arbeitsteilung und als Faktor bei der Entwicklung des Realitätssinnes hinzustellen. Nachzutragen wäre, daß hiefür auch phylogenetische Parallelen vorhanden sind. Bei den amnioten Wirbeltieren, die, wie wir hörten, zum ersten Male Begattungsorgane entwickeln, beginnt auch die Krümmung des bis dahin gradgestreckten Gehirns; es steht auch geschrieben, daß bei den plazentalen Tieren zum ersten Male das corpus callosum, und damit die assoziative Verknüpfung beider Hirnhälften, wohl ein bedeutender Fortschritt in der intellektuellen Leistungsfähigkeit, zur Entwicklung gelangt. Die menschliche Kulturentwicklung in der Latenzzeit wäre also nur eine allerdings wesentlich modifizierte Äußerung der uralten, innigen Verknüpfung zwischen Genitaltrieb und Intellektualität.

Ist aber einmal von Hirnentwicklung die Rede, so wollen wir einen andern Gedanken mitteilen, der auf die Beziehung zwischen Genitalität und Intellektualität einiges Licht wirft, zugleich aber auch auf ein organisches Vorbild der Funktionsart des Denkorgans hinweist. Wir sprachen davon, eine welch' bedeutsame Rolle der Geruchssinn in der Sexualität spielt. Wir wissen anderseits, daß in der Entwicklung des Gehirns die Bedeutsamkeit des Riechhirns (und damit auch die Rolle des Geruchs bei

der Sexualität) immer mehr zurück — und die anatomische und funktionelle Erstarkung der Großhirnhemisphären in den Vordergrund tritt. Für ein Wesen mit aufrechtem Gange wird schließlich statt der Nase das Auge zur Leitzone, auch im erotischem Sinne; Menschenaffe und Mensch sind eben „Augentiere" im Sinne des Tierbeobachters Th. Zell. Wir meinen nun, daß zwischen der Tätigkeit des Geruchsorganes und dem Denken eine so weitgehende Analogie besteht, daß das Riechen förmlich als biologisches Vorbild des Denkens betrachtet werden kann. Beim Riechen „kostet", „schmeckt" das Tier minimale Spuren des Nahrungsstoffes, indem es an dessen gasförmigen Emanationen schnüffelt, bevor es sich entschließt, ihn als Speise zu verzehren; ebenso schnüffelt der Hund am Genitale des Weibchens, bevor er ihm seinen Penis anvertraut. Was aber ist, nach Freud, die Funktion des Denkorgans? Eine Probehandlung mit kleinsten Energiequantitäten. Und die Aufmerksamkeit? Ein intentionelles periodisches Absuchen der Umwelt mit Hilfe der Sinnesorgane, wobei nur kleine Kostproben der Reize zur Wahrnehmung zugelassen werden. — Denkorgan und Geruchsinn: beide stehen im Dienste der Realitätsfunktion, und zwar sowohl der egoistischen, wie auch der erotischen.

Wir sind von unserem Thema, dem Verhältnis der Begattung zur Befruchtung etwas abgeschweift, es ist aber nicht leicht, der Verführung zu widerstehen, hie und da auch die Perspektiven zu betrachten, die sich vor einem bei der Beschäftigung mit dem zentralen biologischen Problem der Arterhaltung eröffnen. Wir glauben auch

nicht, eine vollgültige Begattungstheorie gegeben zu haben, aber immerhin eine, die sich in Ermangelung eines Besseren bewähren kann. Sagte doch auch Goethe, eine schlechte Theorie sei besser als gar keine und wir können uns auch auf Ernst Haeckel berufen, der in seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte“ den Satz ausspricht: „Wir müssen zur Erklärung der Erscheinungen jede mit den wirklichen Tatsachen vereinbare, wenn auch schwach begründete Theorie so lange annehmen und beibehalten, bis sie durch eine bessere ersetzt wird.“

C)

ANHANG UND AUSBLICKE

IX

COITUS UND SCHLAF

„Schlaf ist Schale, wirf sie fort!"

Goethe, Faust, II. T.

Wir haben zu oft und zu eindringlich auf die weitgehende Analogie zwischen den Tendenzen, die in der Begattung und im Schlafe realisiert sind, hingewiesen, als daß wir uns der Aufgabe entziehen könnten, diese zwei biologisch so bedeutsamen Einrichtungen auf ihre Ähnlichkeiten und Unterschiede etwas näher zu prüfen. In den „Entwicklungsstufen des Wirklichkeitssinnes" war der erste Schlaf des Neugeborenen, zu dem ihn die sorgfältige Isolierung Einhüllung, Erwärmung seitens der Pflegepersonen verhilft, als eine Nachahmung der Existenz im Mutterleibe beschrieben. Das durch das Geburtstrauma erschütterte, ängstlich schreiende Kind beruhigt sich bald in dieser Situation, die ihm einerseits real, anderseits auf psychisch-halluzinatorischem Wege, d. h. illusionär, die Empfindung verschafft, als hätte die große Erschütterung gar nicht stattgefunden. Freud[1] sagt denn auch, daß der Mensch eigentlich nicht vollkommen geboren werde, sondern die Hälfte seiner Lebenszeit gleichsam im Mutterschoße verbringe, indem er sich zur Nachtruhe begibt.

1) Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse.

Wenn wir aber einerseits den Schlaf, anderseits die Begattung mit der Mutterleibssituation gleichsetzen mußten, so müssen wir logischerweise Schlaf und Begattung auch miteinander im Wesen gleichsetzen. Wir meinen auch in der Tat, daß in beiden Vorgängen dasselbe Regressionsziel, wenn auch mit ganz verschiedenen Mitteln und in verschiedenem Maße erreicht wird. Der Schlafende, indem er die ganze störende Umwelt negativ-halluzinatorisch ableugnet, die psychische und physiologische Interessen- und Aufmerksamkeitbesetzung auf den Wunsch des Ruhens konzentriert, erreicht das Regressionsziel fast ausschließlich auf irreal-phantastischem Wege, während wir von der Begattung behaupten mußten, daß sie dieses Ziel, wenn auch zum Teile gleichfalls nur illusionär, so doch zu einem anderen Teile auch real erreicht: das Begattungsglied und das Genitalsekret dringen ja wirklich in den Mutterleib ein. Schlaf und Begattung sind also gleichsam Anfang und Ende der bisher durchgemachten Entwicklung zur „erotischen Realität". Der Schlafende ist Autoerotiker, er stellt in toto ein Kind dar, das die Ruhe im Leibesinneren der Mutter genießt und sich um die sonstige Außenwelt in seiner absolut narzißtischen Verschlossenheit überhaupt nicht kümmert. Der sich Begattende muß viel umständlichere Vorbereitungen treffen, vor allem sich eines zur Befriedigung geeigneten Objektes bemächtigen, also einen viel höheren Grad von Realitätssinn betätigen, bevor er sich im Orgasmus auch in toto die schlafähnliche Glücksillusion gönnt; ihm werden also viel schwierigere Bedingungen gestellt, die erfüllt sein müssen, soll der Wunschvorstellung die Wahrnehmungsidentität (Freud) folgen. Man könnte auch sagen, daß

der Schlaf sich autoplastischer, die Begattung alloplastischer Mittel bedient, daß der Schlaf mit Projektions-, der Coitus mit Introjektionsmechanismen arbeitet. Aber auch bei der Begattung ist vorsichtigerweise dafür gesorgt, daß die erotische Regression nicht die Grenze übersteigt, die die übrige Existenz gefährden könnte; nur ein Teil des Körpers (das Genitale) ist für die Realbefriedigung bestimmt, während der übrige Körper sich am Akte nur als Hilfsorgan betätigt, ohne die aktuell erforderlichen Anpassungsleistungen ganz einzustellen (Atmung etc.).

Für beide Prozesse ist die Ausschaltung der Außenreize, das Aufgeben des „Beziehungslebens" (um den Ausdruck Liébeault's zu gebrauchen) charakteristisch: die Herabsetzung der Reizempfindlichkeit, das Aufgeben jeder Zielhandlung mit Ausnahme jener, die der Wunscherfüllung dienen. In diesem Charakter ahmen allerdings beide, und zwar mit merkwürdiger Genauigkeit, die intrauterine Existenzform nach. Da wir dieses bezüglich der Begattung bereits ausführlich auseinandersetzten, möchten wir nur noch die Charakterisierung des Schlafzustandes in der Beschreibung Piéron's anführen. Als *„caractères du sommeil"* nennt er: *„ . . . . . inactivité, immobilité, relâchement du tonus musculaire, position compatible avec le relâchement, absence générale de reactivité induite, persistance de réactions réflexes, manque de réactions volontaires,"* und im Allgemeinen: *„disparition de la pluspart des rapports sensitivo-moteurs avec le milieu."*

Sowohl der Schlaf, als auch die Begattung, besonders aber der erstere sind durch Körperhaltungen charakterisiert, die auch von ganz unvoreingenommenen Beobachtern als

„fötale Schlafstellung" beschrieben wurden. Die Extremitäten sind an den Leib gezogen, so daß der ganze Körper gleichsam die Kugelform annimmt, wie sie bei den Raumverhältnissen in utero naturnotwendig ist. Weitgehende Analogien lassen sich zwischen Schlaf und Embryonalzustand in Bezug auf die Ernährungsfunktion feststellen. Die Tiere sind tagsüber mit der Beschaffung und der Verdauung der Nahrungsstoffe beschäftigt, die eigentliche Resorption, d. h. die Aufnahme der Nahrung in die Gewebe, findet nach der Aussage der Physiologen mehr in der Nacht statt. *(„Qui dort dîne.")* Demgemäß gibt der Schlaf die Illusion einer mühelosen Nahrungszufuhr, die jener in utero ähnlich ist. Es wird auch vielfach behauptet, daß Wachstum und Regeneration überwiegend während des Schlafens vor sich gehen, Wachstum ist aber auch sozusagen die einzige Tätigkeit der Frucht im Mutterleibe.

Die Atmung, von deren Veränderungen beim Begattungsakte wir bereits berichteten, ist während des Schlafens bedeutend vertieft. Es ist möglich, daß durch die verlängerten Atempausen die Sauerstoffversorgung des Schlafenden dem apnoetischen Zustande des Fötus angenähert wird. Im Wasser lebende Säugetiere, z. B. Seehunde, blähen im Schlafe ihre Lungen auf und halten sich unter Wasser auf, um nach längerer Pause zum Atemholen wieder emporzutauchen. Auch vom Chamäleon heißt es, daß es im Schlaf seine Lungen ungeheuerlich aufblähe.

Vom Fußsohlenreflex des Schlafenden wird geschrieben, daß er mit dem sogenannten Babinsky'schen Zeichen behaftet ist; dasselbe wird von Beobachtern, die das Verhalten des Neugeborenen unmittelbar nach der Geburt

prüften, von dem Letzteren behauptet. Dieses Zeichen ist ein Symptom der noch nicht entwickelten Hemmungseinrichtungen des Gehirns, insbesondere der mangelhaften Hemmung der Rückenmarksreflexe. Aber auch der Schlafende hat nach der Aussage eines berühmten Physiologen nur eine „Rückenmarksseele". Dieser Ausspruch stimmt sehr gut mit unseren Ausführungen über phylogenetische Regression überein; die Mitwirkung eines archaischen Regressionszuges können wir auch beim Schlafzustand annehmen. (Der Begattungsakt brächte zu diesem Stadium nur in der Endphase, im Orgasmus eine Analogie.)

Merkwürdig ist die Innervation der Augenmuskeln im Schlafen; die Augen sind nach außen und oben rotiert; die Physiologen sagen geradezu, daß dies ein Rückfall zu einer Augenstellung sei, die für Tiere ohne binoculäres Sehen (z. B. Fische) charakteristisch sei. Die Augenlider sind im Schlaf, nicht etwa ptotisch, sondern durch gewollte Zusammenziehung der Lidmuskeln, geschlossen.

Auch die Veränderungen der Wärmeregulierung, die beim Schlafenden zu beobachten sind, müssen hier erwähnt werden. Es ist bekannt, um wie viel leichter man im Schlafe abkühlt und wie viel besser für den Wärmeschutz des Schlafenden gesorgt werden muß. Auch dies wäre ein Rückfall in's Embryonale, wo doch auch das mütterliche Milieu für die Wärme sorgt. Aber vielleicht handelt es sich hier auch um eine tiefergreifende Regression zur Poikilothermie der Fische und Amphibien.

Es gibt, um die Analogie mit der Begattung zu steigern, auch „soziale Schlafgewohnheiten", wobei sich zwei (oder mehrere) Tiere zum Erreichen des gegenseitigen Wärme-

schutzes im Schlafe aneinander legen. Doflein beschreibt, wie fliegende Hunde, Rebhühner zusammengeballt schlafen, letztere einen Kreis bildend, mit den Köpfen nach außen angeordnet. Manche Vögel bilden im Schlaf dichte Ballen indem sie aufeinander sitzen und sich aneinander anklammern; gewisse südamerikanische Affen halten Schlafversammlungen ab.

Es besteht eine gewiße Reziprozität zwischen Genitalität und Schlaf auch insoferne, als die Schlafdauer beim Heranreifen ab-, die Sexualtätigkeit dagegen zunimmt. „*C'est par le sommeil que commence notre existence, le fétus dort presque continuellement*" sagt Buffon. Das zur Welt gekommene Kind schläft nur mehr zwanzig Stunden täglich, dafür beginnt es sich autoerotisch zu befriedigen. Beim Erwachsenen stört, wie wir hörten, die unbefriedigte Genitalität den Schlaf oft außerordentlich: Schlaflosigkeit ist meist Beischlaflosigkeit, sagt die Psychoanalyse. Im Greisenalter hört sowohl der Schlaf — als auch der Genitaltrieb allmählich auf, wahrscheinlich um den weiter zurückgreifenden Destruktionstrieben den Platz einzuräumen.

Für den genetischen Zusammenhang zwischen Schlaf und Genitalität spricht das häufige Auftreten autoerotischer, masturbatorischer und pollutionärer Akte im Schlafe, sie ist vielleicht auch eine der Ursachen der Enuresis nocturna. Hingegen herrscht bei gewissen nördlichen Volksstämmen, z. B. den Samojeden, zur Zeit der lichtlosen Wintermonate, eine Art Winterschlaf, während dessen die Frauen nicht menstruieren.

Bekannt sind die engen Beziehungen zwischen Schlaf und Hypnose; anderseits mußte die Psychoanalyse auf die Wesensgleichheit sexueller und hypnotischer Beziehungen

hinweisen.[1] Praktische Psychotherapeuten benützen oft den normalen Schläfrigkeitszustand dazu, um ihre Medien gefügig zu machen; übrigens hat auch der elterliche Befehl: Geh schlafen! deutlich hypnotisierende Wirkung auf das Kind. Fortgesetzte absichtliche Störung des natürlichen Schlafbedürfnisses trägt bei vielen religiösen Sekten dazu bei, den Eigenwillen des neuen Adepten zu brechen, gleichwie der Falkenjäger nur mit Hilfe unausgesetzter Verhinderung am Einschlafen den Raubvogel zu einer Gehorsamkeit erzieht, die ihn zum willenlosen Diener seines Herrn macht. Offenbar ist der Wunsch zu schlafen, sich vor der ermüdenden Wirklichkeit halluzinatorisch in die Mutterleibs- und in eine noch archaischere Ruhe zu begeben, ein so intensiver, daß ihm zu Liebe alle geistigen und körperlichen Kräfte auch in ungewohnter Weise angestrengt werden (hypnotische Mehrleistungen). Es ist aber damit nicht anders als mit der hypnotischen Gefügigkeit überhaupt, die wir ja gleichfalls auf Liebes- und Angstgefühle zu den Eltern zurückführen mußten. („Vater- und Mutter-Hypnose"). Wir sahen übrigens, daß es auch die Genitalität nicht verschmäht, sich hypnoseähnlicher Wirkungen zu bedienen, wenn es sich darum handelt, der Liebesobjekte habhaft zu werden (Sekundäre Geschlechtsmerkmale). Die kataleptische Starre der Hypnotisierten erinnert, worauf zuerst Bjerre hinwies, lebhaft an die fötale Körpersituation.[2]

---

1) Introjektion und Übertragung, l. c. vom Verf.

2) Der anderen Behauptung Bjerre's, auch die Suggestion sei eine Regression aufs Praenatale, konnte ich nicht folgen, sondern mußte diese psychische Reaktionsweise auf elterliche Einflüsse des Extrauterinlebens zurückführen.

Die vielfach aufgeworfene Frage, ob die Liebe eine Hypnose und die von uns vertretene Anschauung, daß die Hypnose eigentlich Liebe ist, findet also nunmehr in der gemeinsammen Beziehung beider zur Mutter-Kindsituation ihre einheitliche Lösung, die nur noch durch den Hinweis auf phylogenetisch viel ältere Antezedentien (Sich-tot-stellen der Tiere, Mimikry) zu ergänzen ist.

Der Seelenzustand im Schlafe, den wir mit dem des Orgasmus gleichsetzten, entspricht also dem des vollen, wunschlosen Befriedigtseins, den ein höheres Lebewesen nicht anders als durch Wiederherstellung der intrauterinen Ruhe reproduzieren kann. Insoferne aber Störungsreize („Tagesreste") diese Ruhe hindern wollen, werden sie durch halluzinatorische Umdeutung (Traumarbeit) in Wunscherfüllungen, in Träume, umgewandelt, und die tiefste Deutung sexueller Träume nach den Regeln der Freudschen Traumlehre ergibt einerseits den Sexualverkehr im Sinne der Ödipusphantasie, anderseits die Existenz im Mutterleibe oder die Wiederkehr dorthin als Traumerklärung. Naturwissenschaftliche und psychoanalytische Erfahrungen[1] zwingen uns also, die wunscherfüllende Natur der Träume nur als ein psychisches Pendant zur allgemeinen Mutterregressionstendenz anzusehen, wie sie sich im Biologischen offenbart.[2]

Die Analogie zwischen Schlaf und Begattung wird durch die Periodizität beider nur noch gesteigert. Die Ansamm-

1) Rank geht in seiner Arbeit „Das Trauma der Geburt" von dieser Bedeutung der analytischen Träume aus.

2) Die Regression des Schlafenden in eine archaische Existenzform ist mit der Halluzination im Schlafe vergleichbar und könnte als Beispiel einer „organischen Halluzination" genannt werden.

lung der Ermüdungsstoffe, die die Schläfrigkeit einleitet, erinnert uns lebhaft an die Art, wie wir uns die amphimiktische Sammlung und Abfuhr der Sexualspannungen vorstellen mußten. (Siehe dazu Claparède's biologische Schlaftheorie: „*Nous dormons pour ne pas être fatigués*") und auch die erfrischende Wirkung des Schlafes mag vieles mit der gesteigerten Leistungsfähigkeit nach normaler Sexualbefriedigung gemeinsam haben. Doch auch hier müssen wir uns auf die intrauterine Existenz als tertium comparationis beziehen: die vorübergehende Krafterneuerung[1] verdankt der Mensch im Sexuellen sowie im Schlaf dem passagèren Untertauchen in jene paradiesische Existenz, in der es noch keine Kämpfe gab, sondern nur ein Wachsen und Gedeihen ohne jede Anstrengung. Man behauptet, daß die Heilungsvorgänge bei Krankheiten hauptsächlich im Schlafe vor sich gehen, man spricht auch, wie wir glauben mit Recht, von wunderbaren Heilwirkungen der Liebe; in beiden Fällen scheint ja die Natur auf uralte generative Kräfte zurückzugreifen, um sie in den Dienst der Regeneration zu stellen.

Wir möchten es nicht versäumen, auch hier auf Sprüche der Volksweisheit und auf Aussagen intuitiver Geister hinzuweisen, die unsere Auffassung zu bestätigen scheinen. Einer, der sich gut ausgeschlafen hat, fühlt sich „wie neugeboren". Der Schlaf ist nach Shakespeare:

„. . . . der Müden Bad,
Der zweite Gang am Tische der Natur,
Des Tages schöner Tod.
(Macbeth II. 2.)

1) S. auch C. G. Jung: Wandlungen und Symbole der Libido. Jahrb. f. PsA. IV. 1912.

Ein Kenner der Physiologie des Schlafes, Trömner, schreibt in der Einleitung zu seinem kleinen Buche über den Schlaf Sätze, die von Gleichnissen strotzen, welche wir viel ernsthafter nehmen, als wohl der Verfasser selbst. Von dem Erwachen aus dem Schlafe sagt er dort: „. . . So ersteht Licht und Leben aus dem Schoße von Nacht und Nichts. Aber die Nacht entläßt ihre Geschöpfe nicht dauernd, sie hält sie fest, sie zwingt sie periodisch zurück in ihren schweigenden Schoß. . . . Wir müssen täglich wieder zurück zum Schoße der allernährenden Nacht. In seinem Dunkel wohnen die wahren Mütter des Daseins."[1]

Wir zitieren auch Hufeland (nach Trömner):

„Schlaf ist des Menschen Pflanzenzeit,
Wo Nahrung, Wachstum baß gedeiht,
Wo selbst die Seel' vom Tag verwirrt,
Hier gleichsam neu geboren wird."

Der Schlafzustand repräsentiert aber gleichwie der Seelenzustand bei der Begattung und die Existenz im Mutterleibe auch die Wiederholung längst überwundener Formen der Existenz, ja auch der Existenz vor der Entstehung des Lebens. Der Schlaf ist nach einem alten lateinischen Spruch der Bruder des Todes. Beim Aufwachen aber, dieser täglichen Wiedergeburt, wirken noch immer auch jene traumatischen Kräfte fort, die die Materie zum Leben „erweckt" hat. Jede notgedrungene Weiterentwicklung ist ja ein solches Erwecktwerden aus relativer Ruhe. *„Le végétal est un animal qui dort"*, sagt Buffon. Aber auch die Embryogenese ist wie ein Schlaf, der nur durch die palingenetische

1) Die Hervorhebungen vom Verfasser.

Wiederholung der Artgeschichte, wie durch einen biographischen Traum gestört ist.

Der Hauptunterschied zwischen Schlaf und Coitus dürfte aber der sein, daß im Schlaf nur die glückliche Mutterleibsexistenz, im Coitus dagegen auch die Kämpfe dargestellt sind, die sich bei der „Vertreibung aus dem Paradiese“ (kosmische Katastrophen, Geburt, Entwöhnungs- und Angewöhnungskämpfe) abspielten.

X.

BIOANALYTISCHE KONSEQUENZEN

Es ist unvermeidlich, daß wir am Ende des Gedankenganges angelangt, der uns, wenn auch nur vorläufig, über den Sinn des Genitalvorganges und seiner Äußerungsformen aufklären sollte, auf den Weg zurückblicken, den wir gegangen sind und uns Rechenschaft geben von der Methode, deren wir uns beim eifrigen Bau unseres Hypothesengebäudes bedienten. Unseren harmlosen Ausgangspunkt bildete eine beinahe noch physiologisch zu nennende Analyse des Ejakulationvorganges. Doch schon bei der näheren Erklärung dieses Prozesses verwendeten wir skrupellos Erkenntnisse, die wir auf einem ganz anderen Wissensgebiete, dem psychologischen gewonnen haben. Ob und inwieferne solches Vorgehen wissenschaftlich überhaupt zu rechtfertigen ist, soll an dieser Stelle nicht wieder untersucht werden. Begnügen wir uns hier mit der Feststellung der Tatsache, daß sich diese Verquickung psychologischer und biologischer Kenntnisse bei manchen schwierigen Fragen der Genitalität und der Fortpflanzung als heuristisch wertvoll erwies und uns Ausblicke verschaffte, die uns die regelrechte Wissenschaft nicht ahnen ließ.

Die Behauptung von der Anwendbarkeit psychologischer Erkenntnisse bei der Lösung biologischer Probleme bedarf

aber der Richtigstellung. Nicht das banal psychologische, sondern einzig und allein das psychoanalytische Wissen war uns bei unseren Problemlösungen behilflich, wie wir das im Folgenden an Beispielen beweisen wollen. Zunächst wollen wir aber nur allgemein betonen, daß die Anwendbarkeit der Begriffe und Methoden der Psychoanalyse auf andere Erkenntnisgebiete für uns ein neuerlicher Beweis dafür ist, daß die Lehre Freuds ein wesentliches Stück bisher ungekannter Wirklichkeit unserem Wissen zugänglich machte.

Gleich zu Beginn, bei Besprechung der amphimiktischen Vermengung analer und urethraler Triebqualitäten im Ejakulationsvorgang, verwendeten wir die uns aus der Seelenanalyse bekannten Begriffe der Verschiebung und Verdichtung. Die Loslösung qualitativ und quantitativ bestimmter Energien von ihrem Objekt, ihre Verlegung auf andere Objekte oder die Ansammlung mehrerer Energiearten und Mengen an einem und demselben Objekt war uns bisher nur in der Seelenanalyse geläufig, wir nannten sie die Verschiebung der Energiebesetzung von einer Vorstellung auf eine andere und die Verdichtung heterogener Energien an einer bestimmten Vorstellung; die biologische Naturwissenschaft lehrte uns bisher von solchen Verlegungsmechanismen nichts. Als Übergang zu unserer Annahme von der organischen Verschiebung und Verdichtung diente die psychoanalytische Hysterielehre, die Verschiebung von Vorstellungsenergie auf organische Betätigung (Konversion) und ihre Rückverlegung ins Psychische (analytische Therapie). Es heißt nur einen Schritt weiter gehen, wenn man annimmt, daß solcher Energieaustausch auch im rein organischen Haushalt, also in der Wechselbeziehung der

Organe selbst gang und gäbe — und einer Analyse zugänglich ist. Damit wäre aber auch der erste Stein zur Grundlegung einer neuen bioanalytischen Wissenschaft gegeben, die die psychoanalytischen Kenntnisse und Arbeitsweisen methodisch auf die Naturwissenschaften überträgt. Einige weitere „Grundsteine" mögen hier folgen.

Das Zusammenarbeiten der Organe und Organteile ist nach der Konstruktion der „Genitaltheorie" nicht einfach die automatische Summierung nützlicher Arbeitskräfte zu einer Gesamtleistung. Jedes Organ hat eine gewisse „Individualität", in jedem einzelnen wiederholt sich der Konflikt zwischen Ich- und Libidointeressen, des uns bisher gleichfalls nur bei der Analyse der psychischen Individualitäten entgegentrat. Besonders die bisherige Physiologie scheint aber die Bedeutsamkeit libidinöser Energien bei der normalen wie der pathologischen Organbetätigung unterschätzt zu haben, so daß die bisherige Nutzphysiologie und -Pathologie, wenn sich nur ein Teil der genitaltheoretischen Annahmen bewahrheitet, einer lustbiologischen Ergänzung bedarf. Schon jetzt ließen sich die Grundlinien dieser neuen Disziplin skizzieren.

Indem wir an einer anderen Stelle die Autotomie-Tendenz mit der Verdrängung in Parallele brachten, wandten wir uns wieder um eine Anleihe an die Psychoanalyse. Die Zurückziehung der Besetzung von unlustbetonten Vorstellungen, worin das Wesen des Verdrängungsprozesses liegt, hat offenbar organische Vorbilder; es ist aber kaum abzusehen, welch' ungeahnte Vertiefung der naturwissenschaftlichen Einsicht daraus erwüchse, wenn es gelänge, durch Übertragung psychoanalytischer Denkweise die feinere Motivierung aller

jener merkwürdigen Lebenserscheinungen zu erfassen, die auf solcher organischen Verdrängung beruhen.

Die begriffliche Sonderung der erotischen Triebe, die nur dem Lusterwerb dienen, von den Übrigen nützlichen wäre ein weiteres für das Verständnis organischen Wesens überhaupt wichtiges Resultat dieser Untersuchung. Noch viel größere Bedeutsamkeit käme aber (wie dies bereits Freud in seiner Trieblehre feststellte) der sowohl das psychische wie auch das organische Leben beherrschenden Regressionstendenz zu. Es hat den Anschein, daß hinter der Façade, die uns die naturwissenschaftliche Deskription gibt, gleichsam als das biologische Unbewußte, die Arbeitsweise und die Organisation scheinbar längst überholter Phasen der Individual- und Artentwicklung fortleben; sie fungieren nicht nur als geheime Lenker auch der manifesten Organbetätigung, sondern überwältigen in gewissen Ausnahmszuständen (Schlaf, Genitalität, organische Krankheit) mit ihren archaischen Tendenzen die oberflächlichen Lebensbetätigungen ebenso, wie in den Neurosen und Psychosen das normale Bewußtsein von psychologischen Archaismen überflutet wird. Es genügt, wenn wir hier auf die Beispiele des Schlafes und des Begattungsaktes nochmals hinweisen; in beiden Zuständen regrediert das ganze psychische, zum Teil aber auch das organische Wesen auf die antenatale und wahrscheinlich auch auf eine phylogenetisch alte Lebensform. In ganz gleicher Weise wird man aber auch die Symptome der Entzündung, des Fiebers, der Geschwulstbildung, ja auch die banalsten pathologischen Reaktionen als die Wiederkehr embryonaler und noch älterer Tätigkeitsformen auffassen müssen.

Ist dem aber so, und ist der Sinn der manifesten Symptome des normalen und des organischen Lebens in einer bisher ungeahnten Tiefendimension versteckt, dann ist die Analogie mit den Annahmen der Psychoanalyse eine noch auffälligere und wir sind erst recht gezwungen, die bisherige mehr flächenhafte Wissenschaft vom Leben durch eine Tiefenbiologie zu ergänzen. Damit hängt ein Punkt zusammen, auf den wir im Texte bereits hingewiesen haben. Die Flächenhaftigkeit der Ansichten brachte es mit sich, daß man sich in der Naturwissenschaft meist mit einer eindeutigen Auffassung der Lebenserscheinungen begnügte. Auch die Psychoanalyse war noch vor nicht langer Zeit der Ansicht, daß es ein Vorrecht des Psychischen sei, daß seine Elemente, und zwar ein und dasselbe Element, gleichzeitig in mehrere genetisch verschiedene Kausalreihen eingeschaltet sein können. Die Analyse bezeichnete diesen Tatbestand mit dem Begriffe der Überdeterminierung jedes psychischen Aktes, als direkte Konsequenz der Mehrdimensionalität des Psychischen. Gleichwie zur Bestimmung eines Punktes im Raume mindestens drei Koordinaten notwendig sind, ist also auch die Erklärung einer psychischen und, wie wir nun meinen, auch einer naturwissenschaftlichen Tatsache durch die Einreihung in eine linienförmige Verkettung oder in eine flächenhafte Verflechtung nicht genügend determiniert, wenn nicht auch seine Beziehungen zu einer dritten Dimension festgestellt sind. Eine merkwürdige und bisher nur im Psychischen beobachtete Tatsache ist nun, daß dasselbe Element gleichzeitig in eine aktuelle und in eine Erinnerungsreihe eingeschaltet sein und analytisch lokalisiert werden kann, womit auch

die „Zeitlosigkeit" unbewußter Erinnerungsspuren ausgesagt ist. Indem wir diese im Psychischen gewonnenen Einsichten auch auf die Biologie übertrugen, konnten wir den Begattungsakt und den Schlaf gleichzeitig als Abfuhr aktueller Störungsreize und als Äußerung der Reproduktionstendenz der anscheinend längst überwundenen Mutterleibs- und Seewassersituation darstellen, ja in ihnen die Wiederkehr noch viel archaischerer und primitiverer Ruhetendenzen (Trieb zum Anorganischen, Todestrieb) vermuten. In ähnlicher Weise müßte aber die bioanalytische Untersuchung aller Lebensprozesse hinter der manifesten Oberfläche das biologische Unbewußte aufdecken. Es würde sich zeigen, daß damit alle müßigen Fragen nach Sinn und Zweck der Entwicklung sich von selbst in die Frage nach den Motiven umwandeln würden, die alle in der Vergangenheit wurzeln.

Es sei hier gestattet, auf einige Prozesse hinzuweisen, auf die diese Gesichtspunkte schon jetzt mit Erfolg anwendbar wären. Nehmen wir die Ernährung des Säuglings, die doch durch die Beschreibung des Saugaktes, durch die Verdauungsvorgänge, die Verteilung des Nährmaterials in den Geweben, durch die Einreihung in die chemisch-physikalische Ökonomie des Organismus (die Berechnung der Kalorienmengen etc.) scheinbar so gut charakterisiert ist. Dem Bioanalytiker wird nebst alledem noch auffallen, daß das erste Nährmaterial des Säuglings eigentlich der Körper der Mutter (resp. ihre in der Milch suspendierten Geweb-Elemente) sind. Nach Analogie des genitalen und embryonalen Parasitismus wird er sich denken, daß der Mensch, indem er Muttermilch und andere tierische Produkte verzehrt, eigentlich zeitlebens ein Parasit ist, der den Körper

seiner menschlichen und tierischen Vorfahren einverleibt, die Darstellung dieser Nahrungsstoffe selbst aber seinen Wirten (Mutter, Tier) überläßt. In Fortsetzung dieses Gedankenganges wird er aber dann auch zum Schlusse kommen, daß dieser Prozeß, den man Ahnenfraß (Phylophagie) nennen könnte, überall im Lebendigen vorherrscht. Das omnivore oder fleischfressende Tier verzehrt die pflanzenfressenden, und überläßt die Sorge um den Aufbau der Stoffe aus dem Pflanzlichen den Letzteren. Der Pflanzenfresser nährt sich von Pflanzen, und läßt diese für ihn arbeiten, den Pflanzenkörper aus Mineralien aufbauen. In der Ernährung mit Muttermilch ist also nach der bioanalytischen Auffassung irgendwie die ganze Artgeschichte der Ernährung versteckt, zugleich aber auch in fast unkenntlicher Form dargestellt.[1] Ist aber einmal die Aufmerksamkeit auf diesen Umstand hingelenkt, so wird es gewiß gelingen, in gewissen Ausnahmszuständen der Ernährung, z. B. in deren Pathologie, das deutlichere Aktivwerden gewöhnlich versteckter Regressionstendenzen zu erkennen. In ähnlicher Weise würde man etwa hinter dem Symptom des Erbrechens nicht nur die manifest wirkenden Ursachen sehen, sondern auch Regressionstendenzen zu einer embryonalen und phylogenen Urzeit, wo Peristaltik und Antiperistaltik von derselben Verdauungsröhre geleistet wurde (Urmund).

Die Entzündungsvorgänge haben schon Cohnheim und Stricker nicht nur als aktuelle Reaktionen auf Reize,

1) Aus der chemischen Konstitution des tierischen Eiweiß-Moleküls könnte also die vegetabile und mineralische Vergangenheit rekonstruiert werden. Damit wäre die Analogie zwischen psychischer und chemischer Analyse wesentlich vertieft.

sondern als eine Art Gewebsregression zum Embryonalen beschrieben; aber auch sonstige pathologische Veränderungen werden wir, wie ich glaube, viel besser verstehen, wenn wir sowohl in ihren Zerfalls- als auch in ihren Heilungsvorgängen die Wirksamkeit von Regressionstendenzen erkennen und beschreiben werden.

Die bioanalytischen Untersuchungen der Vorgänge bei organischer Erkrankung werden uns, wie wir glauben, zeigen, daß die meisten ihrer Symptome auf eine neuartige Verteilung der „Organlibido" zurückführbar sind. Die Organe leisten ihre Nützlichkeitsfunktion nur solange der Gesamtorganismus auch für ihre Libidobefriedigung sorgt. (Siehe die Libidoleistung des Genitales für den Gesamtkörper.) Hört das auf, so mag die Neigung zur Selbstbefriedigung in den Organen wieder aufleben, zum Schaden der Gesamtfunktion, gleichwie ein schlecht behandeltes Kind gerne zur Selbstbefriedigung greift. (Vgl. damit das Aufgeben der Nützlichkeitsfunktion bei der hysterischen Blindheit (Freud). Aber auch lokale Schädigungen dürften zur Einstellung der altruistischen Leistung und zur Entfachung „autoerotischer" Vorgänge in den Geweben führen. Wenn psychische Ursachen eine organische Erkrankung hervorrufen (Groddeck, Deutsch) so geschieht es mit Hilfe der Übertragung psychischer Libidoquantitäten auf eine bereits vorgebildete organ-libidinöse Einrichtung. Die vasomotorisch-trophischen Störungen liegen an der Grenze der (doch nur künstlich von einander getrennten) Gebiete neurotischer und organischer Erkrankung. Die Ohnmacht z. B. ist bei oberflächlicher Betrachtung nur die Folge der Anämie des Gehirns; die bioanalytische

Auffassung muß dem hinzufügen, daß dabei auch eine Regression der Blutdruckverhältnisse auf die Zeit vor dem aufrechten Gange stattfindet, wo die Blutversorgung des Gehirns noch keine so gesteigerte Splanchnicus-Wirkung erforderte. Bei psychogener Ohnmacht wird diese Regression in den Dienst neurotischer Verdrängung gestellt.

Als Vorbilder der bioanalytischen Mechanismen werden, wie ich glaube, immer die uns am besten bekannten Strukturen der Neurosen und Psychosen dienen. In letzter Linie wird also ein unerschrocken animistischer Geist die physiologischen wie die Krankheitsvorgänge sozusagen als Psychologie und Psychiatrie des Lebendigen darstellen müssen, stets eingedenk der ahnungsvollen Zeilen Goethe's:

„Alle Glieder bilden sich aus nach ew'gen Gesetzen,
Und die seltsamste Form bewahrt im Geheimen das Urbild.“[1]

Eine nicht minder bedeutsame, zunächst aber gewiß sehr befremdende methodologische Neuheit, die wir uns in dieser Arbeit gestatteten, war die Verwertung der Symbolik als naturwissenschaftliche Erkenntnisquelle. Indem wir die in gewissen Seeleninhalten analytisch als solche erkannten „Symbole“ nicht als wahllos-spielerische Äußerung der Phantasietätigkeit, sondern als historisch bedeutsame Spuren „verdrängter“ biologischer Tatbestände auffaßten, gelangten wir zu wesentlich neuen und vielleicht nicht ganz unrichtigen Annahmen über den Sinn der Genitalität im allgemeinen und vieler ihrer Einzel-Erscheinungen. Es ist kaum abzusehen, welcher Entwicklungen diese Betrachtungsweise

1) Ortvay wies darauf hin, daß die psychoanalytische Verdrängungslehre im Stande sei, die Mendel'schen Prozesse der „Dominanz“ und „Latenz“ der Erbeinheiten zu erklären (Zeitschr. Jahrg. II, S. 25).

noch fähig ist und wie viel unbewußtes Wissen in den naiven Überlieferungen des Folklore, der Märchen und Mythen und inbesondere in der üppig wuchernden Symbolik der Träume noch versteckt ist.

So förderlich der einseitige Nützlichkeitsstandpunkt, der jetzt die ganze Naturwissenschaft beherrscht, für gewisse Disziplinen war (Technik), so sehr hinderte er den Zugang zur Erkenntnis tieferer biologischer Einsichten, zu der nun einmal kein Weg führt, der neben den mechanischen nicht auch die verschiedenen Lustmechanismen, deren eine Äußerung die Symbolik sein kann, berücksichtigt.

Bei der Analyse der Genitalvorgänge mußten wir uns naturgemäß sehr viel mit den Fragen der organischen Entwicklung und Rückbildung beschäftigen, ja wir getrauten uns, eine neuartige Entwicklungstheorie einzuschmuggeln, in der wir psychoanalytische Erfahrungen und Annahmen über die Entwicklungsprozesse im Seelischen einfach ins Biologische übertrugen.[1] Wir können nicht umhin, diesen Versuch wenigstens in den Grundzügen zu skizzieren.

Entsprechend unseren früheren Folgerungen aus einer Untersuchung des „Wirklichkeitssinnes" und den eingehenden Untersuchungen Freuds über das Triebleben gingen wir auch bei der Genitalentwicklung vom Standpunkte aus, daß immer nur ein äußerer Reiz, eine Not oder eine Katastrophe die Lebewesen zu einer Änderung ihrer Tätigkeitsformen und ihrer Organisation gezwungen haben kann. Am

1) Vgl. dazu die Arbeit des Schweizer Biologen Brun über „Selektionstheorie und Lustprinzip" (Zeitschrift IX), der am Beispiel einer Ameisenart die Wirksamkeit des Lustprinzips bei der Entwicklung schön aufzeigt.

Ausführlichsten beschäftigten wir uns mit der Anpassungsleistung der Lebewesen nach einer der letzten geologischen Katastrophen, der Eintrocknung der Meere. Wir sagten, daß diese Wesen sich der neuen Situation allerdings anpaßten, aber sozusagen mit dem Hintergedanken, die alte Ruhesituation auch im neuen Milieu, sobald als möglich und so oft als möglich wiederherzustellen.

Der Schlaf, die Begattung, aber auch schon die Entwicklung fruchtwasserhältiger Amnien und überhaupt die innere Befruchtung und intrauterine Entwicklung sind nach unserer Annahme lauter Einrichtungen zur Wiederaufrichtung jener anscheinend überwundenen Entwicklungsperiode.[1] Welchem Analytiker kommt da nicht sofort die Ähnlichkeit dieses Prozesses mit der psychischen Verdrängung und mit der Wiederkehr des Verdrängten in den Sinn. Diese Ähnlichkeit ist so groß, daß wir zugeben müssen, daß wir eigentlich diesen bei den Neurosen erlernten Dynamismus unbewußt zur Erklärung von Entwicklungsschüben verwendet haben. Anstatt uns aber hiefür zu entschuldigen, schlagen wir vor, dies als eine legitime, wissenschaftlich zu rechtfertigende Methode anzunehmen, in der Überzeugung, daß die konsequente Festhaltung dieses Gesichtspunktes die Entwicklungslehre nur bereichern kann. Wir glauben also, daß der Wunsch nach Wiederherstellung einer notgedrungen verlassenen Gleichgewichtsituation niemals vollkommen aufhört, sondern nur temporär bei Seite geschafft, von einer biologischen Zensur, die von den aktuellen Ich-Interessen geschaffen wird, an der Reali-

1) Daß ausnahmsweise auch Anamnien vorkommen, die sich begatten, ist allerdings ein Schönheitsfehler der ganzen „Genitaltheorie“.

sierung gehindert wird.[1] Es gibt also auch im Biologischen eine Modifikation des Lustprinzips, die wir auch hier Realitätsprinzip nennen könnten und es wird wohl auch hier so zugehen, wie wir das im Psychischen zu sehen gewohnt sind: dieselbe Kraft, die zur Regression drängt, wirkt, wenn sie daran von einer Zensurinstanz gehindert wird, progressiv — im Sinne der Anpassung und der Komplikation.

Die erste Wirkung jeder äußeren Erschütterung wird wohl schlummernde Autotomietendenzen der Organismen (Todestrieb) entfachen; die Elemente des Organischen wollen ja gewiß die Gelegenheit zum Sterben, die sich ihnen darbietet, nicht unbenützt lassen. Wenn aber die Störung allzu stürmisch, also traumatisch und nicht im allmählichen Tempo des seinerzeitigen Aufbaues erfolgt, so kommt es zu einer unvollkommenen „Entmischung" (Freud) des Organischen und die Elemente der beginnenden Auflösung werden zu Bausteinen einer Fortentwicklung, gleichwie die von Jacques Loeb mit Hilfe hypotonischen Seewassers künstlich befruchteten Seeigeleier an der Peripherie absterben, der Cytolyse verfallen, dann aber aus den abgestorbenen Zellteilen eine Membran bilden, die vor weiterem Zerfalle schützt, während unter der Fortwirkung des erhaltenen Stoßes das Zellinnere sich zu entfalten be-

---

1) Ein schönes Beispiel der „organischen Zensur" liefert das Verhalten gewisser winterschlafender Tiere. Ihr Körper kühlt beim Sinken der äußeren Temperatur immer mehr ab. Sinkt aber die Körpertemperatur unter eine gewisse Grenze, so kommt es zu plötzlicher Wärmeproduktion, die Regression zur Poikilothermie wird rückgängig gemacht und das Tier erwacht: aus dem Rückenmarktier wird wieder ein Gehirntier.

ginnt.[1] Die Frage der Philosophen, wie wir uns solche Regeneration und Fortentwicklung vorzustellen haben, läßt sich auch ohne Zuhilfenahme mystischer Vorstellungen beantworten. Es mag sein, daß der darin sich äußernde „Altruismus" nur die geschickte Kombination von Elementaregoismen ist; es ist aber auch sehr gut möglich, daß der bereits erreicht gewesene Grad der Komplikation auf die Zerfallsprodukte im Sinne einer Regression wirkt oder wenigstens dazu beiträgt, daß es die Organismen mit dem Absterben nicht so eilig haben, sondern aus ihrem eigenen Detritus sich selbst wieder aufbauen, ja die vis a tergo, die sie bei der partiellen Zerstörung erhielten, zur Weiterentwicklung verwerten.

Wie dem auch sei, die bioanalytische Auffassung der Entwicklungsvorgänge sieht überall nur Wünsche nach Wiederherstellung früherer Lebens- oder Todeszustände am Werke. Sie lernte von der psychoanalytischen Beobachtung der Hysterie, daß die psychische Macht des Wunsches auch im Organischen wirksam sei, daß ein Wunsch sich im Körper „materialisieren", den Körper nach seinem Vorstellungsbilde ummodeln kann. Wir haben keinen Grund auszuschließen, daß solche Wunschtendenzen auch außerhalb des Psychischen, also im biologischen Unbewußten wirken, ja wir sind geneigt, anzunehmen und können uns dabei der Übereinstimmung mit Freud rühmen, daß erst die Zuhilfenahme des Wunsches als Entwicklungsfaktor die Lamarck'sche Anpassungstheorie verständlich macht.

1) Die Einwirkung des Spermium auf das Ei dürfte gleichfalls mit einer Zerstörung beginnen, deren regressive Richtung dann ins „Progressive" umschlägt.

Um auf den Grundgedanken zurückzukommen: in der biologischen Schichtung der Organismen werden alle früheren Etappen irgendwie erhalten und durch Zensurwiderstände auseinander gehalten, so daß es auch beim lebenden Organismus mit Hilfe einer analytischen Untersuchung gelingen müßte, aus dem aktuellen Verhalten und aktuellen Funktionsweisen die entferntesten Vergangenheiten zu rekonstruieren.

Jedenfalls mußten wir es aber aufgeben, allzu komplexe Vorgänge als letzte Erklärungen der Entwicklung hinzunehmen. Wenn z. B. Lamarck den Gebrauch oder Nichtgebrauch der Organe für die Fort- oder Rückbildung verantwortlich macht, so übersieht er, daß er das eigentliche Problem umgeht, die Frage nämlich, warum im Lebendigen der Gebrauch eines Organes nicht wie bei der anorganischen Maschine zur Abnützung, sondern zur Erstarkung führt. Erst die Beobachtungen, die wir bei der Hysterie und den Pathoneurosen[1] machten, zeigen uns, wie unter dem Einfluß des Wunsches nach Wiederherstellung des gestörten Gleichgewichts, unter Einziehung anderer Besetzungen, eine überstarke Gegenbesetzung an der gestörten Körperpartie aufgerichtet wird, die einerseits als Schutz des übrigen Organismus vor der einwirkenden Schädlichkeit, andererseits als Kraftquelle zur Heilung und Regeneration sich betätigt. Auch bei chronisch störenden Einwirkungen auf die Organfunktionen könnte es so zugehen und wir hätten so in der hysterischen und pathoneurotischen Reaktionsweise ein Vorbild für die Energieverschiebungen bei jeder Anpassungs- und Entwicklungsleistung.

1) S. Hysterie und Pathoneurosen. Vom Verf. 1919.

Es sei nur nebstbei bemerkt, daß bei der von uns postulierten Wiederkehr der verdrängten Lust in den notgedrungen angenommenen, ja zu Triebenergien introjizierten Unlustmomenten vielleicht die eigentliche Erklärung der nach Spencer die Entwicklung beherrschenden Alternative der Differenzierung und der Integrierung liegt. Die Not zwingt die Organismen zu Variationen; die verdrängte Lust läßt sie immer wieder zur verlassenen Situation regredieren und letztere gleichsam „redintegrieren".

Wahrscheinlich bemächtigt sich der Regressionstrieb bei der notgedrungenen Anpassung an eine neue Situation zunächst jener Organe und Funktionen, die durch die Entwicklung „beschäftigungslos" geworden sind. Es ist z. B. auffällig, daß bei allen geschwänzten Tieren (Hunden, Katzen etc.) die Schwanzwirbelsäule, die einstmals als Stützorgan seither untergegangener Körpersegmente diente, zu einem Organ der Ausdrucksbewegungen wurde, von denen wir seit Darwin und Freud wissen, daß sie eigentlich als Regressionen zu archaischen Reaktionsweisen aufzufassen sind. In solchen und ähnlichen Schlupfwinkeln mag sich die regressive Tendenz zu Zeiten angestrengter Anpassung verstecken, um dann nach dem Überstehen der ärgsten Gefahren als formbildender Faktor neuerlich in Aktion zu treten. Anderseits ist auch dafür gesorgt, daß selbst die strengste Anpassungstätigkeit durch Intervalle der Ruhe periodisch unterbrochen werde, in denen der ganze Organismus vorübergehend der Regression anheimfällt und seine Leistung sozusagen eine Ausdrucksbewegung wird (Schlaf, Begattung).[1]

1) Einige weitere „bioanalytische" Gesichtspunkte zur organischen Entwicklung seien hier kurz aneinander gereiht. Die Anpassung kann

Die Bioanalyse, die analytische Wissenschaft vom Leben, wird sich auch der Aufgabe nicht verschließen können, zur Frage vom Anfang und vom Ende des Lebens Stellung

---

eine autoplastische oder eine alloplastische sein, im ersteren Falle wird die eigene Körperorganisation den veränderten Umständen angepaßt, im letzteren trachtet der Organismus die Außenwelt so zu verändern, daß die Körperangleichung überflüssig wird. Die alloplastische Entwicklungsart ist die „intelligentere", sie ist die spezifisch „menschliche", ist aber auch im Tierreiche sehr verbreitet (Nestbau!). Die Veränderung der Außenwelt ist eine viel raschere, als die der eigenen Organisation; bei den Tierarten, die sich dazu aufschwingen, vermuten wir also bereits einen gewißen „Zeitsinn". Die Autoplastik kann rein regressiv sein (Einschränkung der Bedürfnisse, Rückfall auf primitivere Stufen), aber auch progressiv (Entfaltung neuer Organe). Die Entwicklung der Motilität (das Aufsuchen eines besseren Milieus) bringt Ersparnis an autoplastischer Anpassungsleistung mit sich. (Döderlein'sches Prinzip: Parallelismus zwischen „Sessilität" (Festgewurzeltsein) und Variabilität einer-, „Vagilität" und geringerer Variabilität andererseits.)

Die Anpassung kann in der Entwöhnung von Befriedigungsobjekten oder in der Angewöhnung neuer bestehen, d. h. in der Umwandlung der (zunächst immer unlustvollen) Störung in eine Befriedigung. Dies geschieht durch Identifizierung mit dem Störungsreiz und Introjektion desselben; so wird aus einer Störung gleichsam ein Teil des Ich (ein Trieb) und so wird die Innenwelt (Mikrokosmos) ein Spiegelbild der Umwelt und ihrer Katastrophen.

Die neugeschaffenen Organe resp. Organfunktionen überlagern nur die alten, ohne sie zu zerstören; auch wenn sie ihre Materie verwerten, bleibt die anscheinend verlassene Organisation resp. Funktion „virtuell", „biologisch unbewußt" erhalten und kann unter Umständen wieder aktiv werden. Solche Überlagerungen sind Hemmungsvorrichtungen vergleichbar; die primitive allgemeine „Irritabilität" z. B. wird durch die bereits gerichtete Reflexerregbarkeit und diese durch die psychische Wahlreaktion überlagert; in pathologischen oder sonstigen Ausnahmszuständen (Tiefhypnose, Fakirleistungen) stellt aber die Psyche ihre Funktion ein und der Organismus regrediert auf die Stufe der Reflexerregbarkeit oder gar auf die der Irritabilität.

zu nehmen. Die Genitaltheorie war ja, wie wir sahen, gezwungen, beim Forschen nach den letzten Gründen der sexuellen Attraktion über die Grenze des Lebendigen hinaus zu gehen und auch Freud sieht in den Äußerungen der chemisch-physikalischen Attraktion Analoga desselben platonischen Eros, der alles Lebendige zusammenhält. Und in der Tat erzählen uns die Physiker, daß in der scheinbar „toten" Materie intensive Bewegung, also immerhin ein wenn auch minder labiles „Leben" herrscht. Von einem wirklichen Tode, von absoluter Ruhe, sprechen die Physiker höchstens theoretisch, indem sie sagen, daß alle Energie der Welt auf Grund des Zweiten thermodynamischen Gesetzes zum Tode durch Zerstreuung verurteilt ist. Doch schon finden sich Naturforscher,[1] die uns sagen, daß die zerstreuten Energien, wenn auch nach langen, langen Zeiträumen, sich wieder zusammenballen müssen. Diese Auffassung ist etwa dem Selektionsprinzip Darwins an die Seite zu stellen, nach dem alle Änderung nur dem Zufalle zugeschrieben, und immanenten Tendenzen sozusagen gar nichts zugetraut wird.[2]

1) Nernst, Das Weltgebäude im Lichte der neueren Forschung. 1921.

2) Entschließt man sich einmal dazu, anzunehmen, daß schon in den anorganischen Einheiten jene „Erregbarkeit" irgendwie vorgebildet ist, die wir als Eigenschaft des Lebenden kennen, so kann man sich eine Vorstellung davon machen, was die Attraktion dieser Elemente motivieren könnte. Die Vereinigung zweier Elemente zu einer Einheit hätte allenfalls den Vorteil, daß die so aneinander gelehnten Teile der feindlichen Außenwelt eine viel kleinere Oberfläche zuwendeten, als solange sie isoliert waren, womit eine „Ersparnis an Aufwand" und die erste „Lust" gegeben wäre. Etwas davon könnte auch noch bei der Begattung *(l'animal à deux dos)* zum Ausdruck kommen. Auch Bölsche vergleicht gelegentlich die Attraktion zwischen Sonne und Erde mit der sexuellen Anziehung.

Für uns aber, die wir ja wie gesagt dem mehr animistischen Entwicklungsgedanken Lamarck's zuneigen, ist es plausibler anzunehmen, daß es eine vollkommene Entmischung der Lebens- und Todestriebe überhaupt nicht gibt, daß es selbst in der sogenannten „toten" Materie, also im Anorganischen, noch „Lebenskeime" gibt und damit auch Regressionstendenzen zu jener höheren Komplikation, aus deren Zerfall sie entstanden sind. Daß es ein absolutes Leben ohne Beimengung von Symptomen des Sterbens nicht gibt, hat ja die Naturwissenschaft schon lange behauptet, und erst vor Kurzem hat Freud die Wirksamkeit der Todestriebe bei allem Lebendigen nachgewiesen. „Das Ziel alles Lebens ist der Tod" denn „das Leblose war früher da, als das Lebendige." Wie denn aber, wenn das „Sterben" kein Absolutes wäre, wenn sich Lebenskeime und Regressionstendenzen auch noch im Anorganischen versteckten oder wenn gar auch Nietzsche recht hätte, der da sagt: „Alle unorganische Materie ist aus organischer entstanden, es ist tote organische Materie. Leichnam und Mensch."[1] Dann müßten wir die Frage nach Anfang und Ende des Lebens endgültig fallen lassen und uns die ganze anorganische und organische Welt als ein stetes Hin- und Herwogen zwischen Leben- und Sterbenwollen vorstellen, in dem es niemals zur Alleinherrschaft, weder des Lebens noch des Sterbens, kommt.

Uns Ärzten zeigt die „Agonie", wie schon der Name besagt, sozusagen niemals ein friedliches Antlitz. Auch der des Lebens kaum mehr fähige Organismus endigt gewöhn-

1) Nietzsche, Taschenausgabe Bd. I. S. 499. „Die Philosopie im trag. Zeitalter der Griechen." (Entwürfe zur Fortsetzung, Anfang 1873.)

lich mit einem Todeskampfe; vielleicht gibt es einen „natürlichen", sanften Tod, eine ungestörte Äußerung des Todestriebes nur in unseren vom Todestrieb beherrschten Wunschvorstellungen, in der Wirklichkeit scheint das Leben immer katastrophal enden zu müssen, wie es mit einer Katastrophê, der Geburt, seinen Anfang nahm. Es hat sogar den Anschein, als ob in den Symptomen des Todeskampfes regressive Züge zu entdecken wären, die das Sterben zu einer Nachbildung des Geborenwerdens und dadurch weniger qualvoll gestalten möchten.[1] Erst unmittelbar vor den letzten Atemzügen, manchmal allerdings schon etwas früher, kommt es zu einer vollen Resignation, ja zu Äußerungen der Befriedigung, die das endliche Erreichen der vollen Ruhesituation, etwa wie im Orgasmus nach der geschlechtlichen Kampfhandlung, ankündigen. Der Tod weist ähnliche Züge der Mutterleibsregression auf, wie der Schlaf und die Begattung. Nicht umsonst bestatten viele Primitive ihre Toten in der embryonal-hockenden Stellung und auch das Zusammenfallen des Todes und der Geburtssymbolik in Träumen und Mythen können wir nicht für einen Zufall halten.

Wir sind damit zu unserem Ausgangspunkte zurückgekehrt, zur zentralen Bedeutung der Mutterleibsregression für die Genitaltheorie, und wie wir nun hinzufügen möchten, für die Biologie überhaupt.

---

1) Die Verknüpfung der Todesangst mit Genitalerregung ist bekannt (S. die Ejakulation Gehenkter, die „Angstlust" v. Hattingberg's, den Galgenhumor der sich in sovielen Anekdoten äußert usw.)

Im Dezember 1923 erscheinen:

Neue Arbeiten zur ärztlichen Psychoanalyse, Heft I

Dr. S. Ferenczi und Dr. Otto Rank

Entwicklungsziele der Psychoanalyse

Zur Wechselbeziehung von Theorie und Praxis

*

Heft II

Dr. Karl Abraham

Versuch einer

Entwicklungsgeschichte der Libido

auf Grund der Psychoanalyse seelischer Störungen

*

Internationale Psychoanalytische Bibliothek, Bd. XIV.

Dr. Otto Rank

Das Trauma der Geburt

und seine Bedeutung für die Psychoanalyse

*

Vera Schmidt

Psychoanalytische Erziehung in Sowjetrußland

Bericht über das Moskauer Kinderheim-Sanatorium

*

Prof. Dr. Sigm. Freud

Zur Geschichte der psychoanalytischen Bewegung

(Erstmalige selbständige Veröffentlichung der Arbeit aus der „Vierten Folge“ der „Sammlung kleiner Schriften zur Neurosenlehre“)

Dr. S. Ferenczi / Versuch einer Genitaltheorie

Internationale Psychoanalytische Bibliothek
Band XV

Versuch einer

Genitaltheorie

von

Dr. S. Ferenczi



Internationaler Psychoanalytischer Verlag
Leipzig / Wien / Zürich

Dr. S. FERENCZI
GENITALTHEORIE

I. PsA. Bibl. XV.

Dr. S. FERENCZI
GENITALTHEORIE